Geſchichte
Franz Meyenbergs.

Ein Roman.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Hannover,
bey Chriſtian Ritſcher.
1791.

Briefe zweyer Freunde.

Es iſt nichts leichter auf der Welt, als über Vorurtheile und Mängel in der bürgerlichen Geſellſchaft zu lachen, und allenfalls auch Vorſchläge zu thun, wodurch mangelhaften Einrichtungen könnte abgeholfen werden. Aber nichts iſt auch zuweilen ſchwerer als dieſe Vorſchläge, (welche nicht ſelten auf dem Papiere ganz trefflich figuriren,) in der wirklichen Welt auszuführen, und jene intendirte Verbeſſerung damit zu bewirken.

Es iſt in den neuern Zeiten ſo viel über die Vorzüge des Adels, und über ſeine Entfernung von andern geſitteten Ständen gedacht, geredet und geſchrieben; Philoſophie und Satyre haben ſich vereinigt, den Adel für einen ausgeſtorbenen Orden auszuſchreyen, der in unſern Zeiten keine wahre Beſtimmung mehr habe; Dichter und Staatsmänner haben ſich alle Mühe gegeben,

den Stolz des Adels und seine Ungeneigtheit, sich mit andern Menschenkindern zu vermischen, auf der lächerlichsten Seite vorzustellen; ja man hat sogar dringende Vorstellungen an die Vorsteher der Menschheit gethan, um dem daraus entstehenden Unglücke abzuhelfen: aber mit alle dem ist die Sache doch nicht viel anders geworden. Der Adel besitzt in den meisten europäischen Ländern noch immer seine bürgerlichen Vorzüge ungekränkt; die wichtigsten Ehrenämter sind in seinen Händen noch immer allein. — Wer kann es ihm daher verargen, wenn er seine Wichtigkeit fühlt, und um seine allgemein geltende Geburtsrechte zu bewahren — sich eine Barriere zieht, über die er nicht hinaus heyrathen will? Gewiß Niemand, wer billig denkt! —

Zwar haben die großen Vertheidiger einer allgemeinen Gleichheit unter den Menschen gar Vieles dawider einzuwenden; und besonders hören unsere modernen Liebesritter nicht auf, in allen empfindsamen Romanen gegen das schreckliche Vorurtheil der Mißbündnisse zu declamiren. Allein Jene sollten bedenken, daß die Sache nun einmal so ist, wie sie ist, und nicht wie sie seyn könnte, vielleicht auch sollte — daß ein einzelner Philosoph nicht sehr philosophisch denken muß, wenn er verlangt, daß Tausende ihre

durch

durch Jahrhunderte erworbene und bewahrte Vorrechte und Freiheiten einer philoſophiſchen Grille wegen aufopfern ſollen, und daß erſt in den Staatsſyſtemen aller europäiſchen Völker ganz ungeheuere Veränderungen vorgehen müßten, wenn ihr Einfall realiſirt werden ſollte. Ob ſich dann die Menſchheit im Ganzen beſſer befinden würde, das iſt eine Frage, die theoretiſch gar nicht ausgemacht werden kann, und deren Beantwortung von einer langen Erfahrung nur allein abhängt.

Vor der Hand alſo wird die Sache wol wenigſtens noch eine zeitlang ſo bleiben, wie ſie iſt, und ſo ſehr mich auch alle die jungen Damen und Herren dauren, die wegen gewiſſer Herzensangelegenheiten keine Freunde dieſer Einrichtung ſind, ſo kann ich Ihnen ſämtlich, doch keinen andern Rath geben, als den: der trautigen Nothwendigkeit ſich geduldiglich zu fügen. — Wollten ſie mir einwenden: „das ſey ſo gut wie gar kein Rath!“ und ſich mit der Unmöglichkeit, ihre Leidenſchaft zu beſiegen, entſchuldigen: ſo hab' ich die Ehre alle dieſe Damen und Herren zu verſichern, daß Bekämpfung und Sieg über die Liebe bey weiten nicht unmöglich — ja, was ſag' ich? — nicht einmal ſo ungewiß iſt, als Sie ſich im Feuer der Lei-

denſchaft einzubilden pflegen. Es giebt für liebekranke Mädchen und Jünglinge mit oder ohne von, gewiſſe wohlthätige Heilmittel, die gewiſſenhaft gebraucht, höchſtſelten ihren Endzweck verfehlen. Weil ich nun ein Freund ſowol der allgemeinen als beſondern Menſchenliebe bin, und weil mich ſo manches rothgeweinte Auge, ſo manche blaſſe Wange und ſo manches klopfende Herz innig dauert, ſo will ich für alle die bedrängten Damen und Herren, welche der Liebesalp drückt, einige Mittel bekannt machen, die ich entweder an mir ſelbſt, oder doch an guten Freunden und Freundinnen probat gefunden habe. Wer davon Gebrauch machen will, den muß ich nur bitten, nicht alle vorgeſchlagenen Mittel auf Einmal anzuwenden, ſondern lieber eines nach dem andern, weil alsdann, wenn etwa, wegen gewiſſer individueller Urſachen, das eine nicht helfen ſollte, doch das andere vielleicht ſeine wohlthätige Kraft äuſſern kann.

Wer alſo von der Liebespein gequält wird, und gern davon los ſeyn mögte, der faſſe den feſten Entſchluß, ſich, es koſte was es wolle, davon zu befreyen: — Ich will mir's recht ſehr ausbitten, daß Niemand über dieſe Regel lacht. Ich weiß wol, daß viele meiner Leſer und Leſerinnen ſie nicht verſtehen werden. Aber alle

die

die Damen und Herren welche ſelbſt initiirt ſind, werden ſchon errathen, was ich eigentlich mit dieſer Regel will. So mancher Liebekranke wünſcht recht ſehr dieſes Uebels quit und ledig zu ſeyn; aber theils glaubt er nicht daß das möglich ſey, und theils ſind ihm auch die Schmerzen der Liebe durch die Länge der Zeit bey alledem ſo wolbehaglich geworden, daß er in ſeinem künftigen geſunden Zuſtande ſich nicht einmal ſo wohl zu befinden fürchtet: er will alſo, und will doch auch zugleich nicht. Für dies Letzte weiß ich nun weiter keinen Rath als die unmaßgebliche Vorſtellung, daß Krankheit, ſie möge ſo erträglich ſeyn, wie ſie wolle, doch immer nur Krankheit ſey, und daß Geſundſeyn doch auf alle Fälle beſſer iſt, als Krankſeyn. Was die Möglichkeit der Heilung betrifft, ſo zweifele ich, auch bey dem allergefährlichſten Kranken nicht im mindeſten daran. Faſſen Sie nur meine Damen und Herren, den feſten Entſchluß, es koſte was es wolle, geſund zu werden; und ich ſetze meine Feder gegen Ihren Brillantenring, Sie werden ihren Endzweck erreichen. Sie ſollen erfahren, daß auch hier der Glaube ſeelig macht.

Iſt dieſer wichtige Punct berichtiget, ſo können Sie alsdann zum Gebrauch der Mittel

ſchreiten, die ich Ihnen verſprochenermaßen jezt angeben will. Sie wiſſen, daß es überhaupt dreyerlei Arten von Liebe gibt, nämlich: die geiſtige oder **Platoniſche** die phyſiſche oder **Buffoniſche** und denn diejenige, welche zwiſchen beyden in der Mitte ſteht, und welche wir, weil ſie für unſere halb geiſtige und halb thieriſche Natur die angemeſſenſte iſt, die **menſchliche** zu nennen pflegen.

Eben ſo verſchieden ſind nun auch meine Heilmittel, und um ſich im Gebrauch derſelben nicht zu irren, haben Sie vorher wol zu unterſuchen, von welcher Art Ihre Liebe ſey, ob Platoniſch, Büffoniſch, oder menſchlich? denn in der Liebes Materia medica gibt es wie geſagt, für jede Art ein beſonders von andern ganz unterſchiedenes Mittel.

Denjenigen alſo, welche von der für die Menſchheit ſo ſchädlichen **Platoniſchen** Liebe inficirt ſind, würde ich folgenden Rath ertheilen: vor allen andern hüten Sie ſich, viel mit der verliebten Perſon zu ſprechen. Beſonders befehle ich Ihnen, durchaus nicht mit ihr von Liebe, von der ſüßen Sympathie gleichgeſtimmter Seelen, die der Schöpfer für einander geſchaffen haben ſoll, von Empfindſamkeit von Harmonie der Geiſter, von Verachtung des

Cör-

Cörpers und der thieriſchen Liebe, vom Wallen in den ſeeligen Gefilden der Ewigkeit und von andern dergleichen Dingen zu ſprechen oder gar mit einander darüber zu correſpondiren. Wer mir das thut, dem verſpreche ich von meiner Cur nicht den mindeſten glücklichen Erfolg. Sodann nehmen Sie aus Ihrer Bibliothec die **Werthers, Heloiſen, Heerfort und Klär-chen** ꝛc. ſchneiden den Einband ab, welcher noch zu andern Dingen benutzt werden kann, und werfen alles ins Feuer, damit Sie nie wieder in Gefahr kommen, darinn zu leſen. Neh-men Sie dagegen, wenn Sie bloß zur Un-terhaltung leſen, gute komiſche Romanen zur Hand, als z. E. das **Siegfrieds Büchlein, die Waldheime, Emmerich, Maurus, Pan-kratius**, und wenn Sie Geſchmack für der-gleichen gewinnen, welches kein übles Zeichen iſt, und Hoffnung zu einer baldigen Geneſung macht: **Wielands komiſche Erzählungen, Anton Walls Bagatellen** ſo wie ſeine **Er-zählungen nach Marmontel. Sie können** meinetwegen auch die Geſchichte der **Kayſerinn Octavia, den Hercules, die verkehrte Welt,** und **Tauſend und eine Nacht** leſen, welche wenigſtens unſchädlicher ſind, als alle **Modero-mane** aus der letzten Hälfte des vorigen und

der erſten Hälfte des itzigen Jahrzehnds. Alles was Ihre Aufmerkſamkeit von dem gefährlichen Puncte ableitet, iſt nützlich für Sie, und ſollten es auch Adam Friedrich Geißlers Schriften ſeyn. Spielen Sie Klavier oder andere muſikaliſche Inſtrumente, ſo dürfen Sie keine Lieder, ſondern ſchwere Sonaten von Wolf, Hayd'n, Bach, Häsler, und Vanhall ſpielen, beſonders mögte ich Ihnen rathen, ſich mit den Stücken des Generalbaſſes zu beſchäftigen, welches ein ſehr gutes Gegengift gegen die Empfindſamkeit iſt. Ferner müſſen Sie, ſo viel wie möglich das Alleinſeyn vermeiden; beſſer, Sie gehen in Geſellſchaften, wo geſcherzt, gelacht, gejubelt, und wenns nicht anders ſeyn kann, L'hombre geſpielt wird. Beſonders rathe ich Ihnen die einſamen Spaziergänge ab, und am gefährlichſten für Ihrem Zuſtand ſind Mondſchein und Vergißmeinnicht. Dieſe müſſen Sie ärger, als die Peſt, vermeiden.

Was die phyſiſchen Mittel betrifft, deren man ſich zu bedienen pflegt, wenn man von dem Dämon der thieriſchen Liebe geplagt wird, ſo ſind derſelben mancherley. Stand und Lebensart kommen dabey ſehr in Betracht, und auf ſie muß im Gebrauch der Mittel allerdings

Rück-

Rückſicht genommen werden. Denn da faſt kein Menſch in der Welt iſt, welcher nicht dann und wann Anfälle davon hat, und da bey allen Menſchenkindern aus jedem Stande und bey jeder Lebensart zu gewiſſen Zeiten gewiſſe Begierden erwachen, die ſie wenigſtens nach Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft nicht immer rechtmäßig befriedigen können, und durch deren unrechtmäßige Befriedigung ſie Unordnung und Nachtheil erregen würden, ſo iſt es nothwendig und nützlich, daß Jedermann, wes Standes er ſey, Mittel kennen lerne, durch welche jene zur unrechten Zeit erwachende Begierden gedämpft werden können. So verſchieden dieſe nun für jeden beſondern Stand und für jede beſondere Lebensart ſind, ſo wenig kann ich mich auf jedes Einzelne einlaſſen. Ich will einige, die ganz allgemein ſind, angeben, aus welchen ſich dann jeder die paſſendſten für ſeinen Zuſtand ausheben und zu ſeinem beſondern Gebrauch individualiſiren mag.

Vor allen Dingen alſo ſollen Kranke dieſer Art von Zeit zu Zeit einige bekannte Reinigungsmittel gebrauchen, ſollen des Morgens früh aufſtehen, und überhaupt nicht länger als 6 höchſtens 7 Stunden ſchlafen. Sodann ſollen

Sie sich mit Handarbeiten viel beschäftigen, durch welche der Körper angegriffen und ermüdet wird, sollen weder Bier noch Wein, keine Liqueur, keinen Caffee und keine Schokolade, sondern bloß und allein Wasser trinken, und zwar so lange bis die Anfälle nachlassen.

In Absicht des Essens empfehle ich Ihnen die größte Frugalität; alle Arten von Gemüse, aber wenig Fleisch. In unsern Tagen, wo durch eine weichliche Erziehung die Nerven vor der Zeit unnatürlich reitzbar gemacht werden, sollte Ihnen auch das öftere Baden im kalten Wasser zuträglich seyn. Ueberhaupt muß alles vermieden werden, was zur Schlaffheit und Weichlichkeit führt. Beobachtet der Kranke diese Vorschriften gewissenhaft, so kann es nicht fehlen, das Uebel wird entweder ganz gehoben oder doch in so weit gelindert, daß es um ein gutes Theil erträglich ist.

Wenn die Liebespein, wie das, wie ich schon oben erinnert habe, bey uns Mitteldingern zwischen Geist und Thier gemeiniglich der Fall ist, weder ganz physisch noch ganz geistig ist; so müssen wir auch natürlich bey der Heilung, die physischen Mittel in Verbinduug mit den geistigen gebrauchen. Der Liebekranke aus dieser Classe suche Beschäftigungen auf, an welchen

Ehr-

Cörper und Geiſt zugleich Theil nehmen, deren es zum Beweiſe, daß es mit einer ſolchen Mittelliebe ſeine gute Richtigkeit hat, in Menge giebt. Durch ſolche wohlthätige Zerſtreuungen wird er den gefährlichen Ausſchweifungen der Einbildungskraft vorbeugen, welche, wie bekannt, ebenfalls in der materiellen wie in der immateriellen Welt ihr Weſen treibt, und ſeiner völligen Heilung, wobey denn freylich die Zeit auch das Ihrige thun muß, um einen großen Schritt näher kommen.

So feſt ich nun von der Wirkſamkeit meiner vorgeſchlagenen Mittel überzeugt bin, ſo kann ich doch durchaus nicht für die ſichere Hülfe in jedem einzelnen Falle ſtehen, und man würde mir in der That zuviel thun, wenn man mich um dieſer willen mit der großen Menge von kayſerlichen, königlichen, fürſtlichen Operateurs, Zahnärzten, und Wunderdoctors in Eine Claſſe ſetzen wollte, welche noch immer im heil. römiſchen Reiche umherziehen, und trotz den patriotiſchen Bemühungen des Hofraths **Baldinger**, welcher nicht ermangelt, ſie von Zeit zu Zeit an den wohlverdienten literariſchen Pranger zu ſtellen, ihre Univerſalpflaſter und Univerſalpillen theuer genug anzubringen wiſſen. Man wird mir doch wenigſtens eben die

Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welche der hundertjährige Calender und das mit Recht verlangt. Denn dieſem Generalwetterpropheten muß Jedermann glauben, wenn auch nicht alles ganz accurat eintrifft. Denn was kann er, was kann ich davor, wenn die mächtigen Götter die Menſchen um ihrer Verkehrtheit willen wider den natürlichen Lauf der Dinge, ſtrafen wollen? Helfen alſo meine vorgeſchlagenen Heilmittel auch nicht in jedem einzelnen Falle, ſo wird man die Schuld weder mir, noch den Heilmitteln ſelbſt, ſondern bloß und allein ſich ſelbſt beyzumeſſen haben. In den meiſten übrigen Fällen werden ſie doch ſicher ihre wohlthuende Kraft äußern.

Und ſo hätte ich dann nun das Meinige auch zur Minderung des Elends in der Welt beygetragen, könnte nun hoffen, daß von nun an der trüben Stunden weniger würden, daß manche verblaßte Wange wieder Feuer und Leben erhielte, daß manches rothgeweinte Auge ſich wieder aufheiterte, daß kurzer Athem und Herzklopfen verändert würden, daß Herr Spieß keine Biographien von Selbſtmördern aus Liebe mehr ſchriebe, und daß tauſend junge Leute, welchen die löblichen Moderomanen die Köpflein verdrehet, allen Patriotismus und alles

tereſſe für die wirkliche Welt hinaus, und an deſſen Statt Verachtung der wirklichen Dinge und Eckel an den Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft hineinempfindelt und hineindeclamiret haben, zufriedener mit ihrem Zuſtande, mit den Einrichtungen des Staats und alſo vergnügter und glücklicher würden. Alles das könnte ich hoffen, wann es mir nur gelänge, allen Hülfebedürftigen liebekranken Mädchen und Jünglingen vertrauen gegen mich einzuflößen, und ſie zum Gebrauch meiner Heilmittel zu vermögen.

Hört alſo alle Ihr lieben Mädchen und Jünglinge, die Ihr über Eltern und Vormünder, über Onkels und Tanten ſeufzet, Ihr Alle, die Ihr, mit dem **Werther** in der Hand, übers Hundsgeſchlecht, das Eurer Liebe was in den Weg legt, winſelt oder fluchet, und beſonders Ihr, die Ihr Euch ſo oft auf die erſten Grundſätze des Natur- und Völkerrechts beruft, die Ihr alles auf der Welt gleich haben, und gleich dem göttlich inſpirirten Volkshefen in **Paris** von keinem Unterſchied der Stände, von keinem angebohrnen Adel etwas wiſſen wollt, die Ihr, verleitet durch die Schreibereyen gewiſſer Leute, denen es an weiter nichts, als an geſunden Menſchenverſtande fehlt, verlangt, daß Euren

Re-

Romangrillen zu Gefallen, das ganze europäiſche Staatenſyſtem ſich ändern ſoll — Ihr mögt nun ſelbſt Herrn von oder nur Herrn ſchlecht weg, Jungfrauen, Demoiſelles, Fräuleins oder Conteſſen heiſſen, kommt näher: ich will Euch, eine Geſchichte erzählen, die Euch vielleicht eben ſo unwahrſcheinlich vorkommen wird, wie dem König von Frankreich die Eroberung der Baſtille, und die doch eben ſo wahr iſt, als dies Phänomen franzöſiſcher Tapferkeit. Ihr werdet in derſelben alle die Grundſätze realiſirt, alle die Meynungen durch Thatſachen beglaubigt und alle die Vorſchläge durch Erfahrung wieder finden, die ich Euch bisher im Abſtracto vorgetragen habe. Vielleicht iſt das ein Mittel, Euch Zuverſicht zu meinen guten Abſichten, Vertrauen auf meine Rathſchläge, und Muth zur Verbeſſerung Eures Zuſtandes einzuflößen.

In einer der fruchtbarſten Gegenden von Niederſachſen, am Fuße des großen Harzgebürges liegt die uralte Burg Sonnenhelm, der Ritterſitz einer freyherrlichen Familie eben dieſes Namens, deren Urſprung ſich noch über die Zeiten der Kreuzzüge hinaus verliert. Man bewahrt

wahrt in den Familienarchiven dieſes Hauſes ſehr ſichere Nachrichten auf, daß die Ritter von Sonnenhelm bereits in jenen Zeiten, wo die letzten Tourniere gehalten wurden, Stifts- und Tournierfähig waren, und mehr als Einmal den Ritterdank davon trugen. Nachdem nun wegen bekannter Urſachen, dieſe Ritterübungen nach und nach aufhörten, ſo konnten ſich die Freyherren von Sonnenhelm ohnmöglich entſchließen, auf ihren Gütern ruhig zu bleiben, und der gewohnten wilden Lebensart zu entſagen. Sie nahmen daher beſtändig auswärtige Kriegsdienſte, tummelten ihre Jugend im Felde und unter den Waffen umher, und verlebten gewöhnlich erſt das letzte Viertel ihres thatenreichen Lebens auf ihrer väterlichen Burg.

Seit zweyhundert Jahren waren die Stammhalter der Reihe nach Soldaten, und gewöhnlich immer declarirte Feinde der Wiſſenſchaften und Künſte. Stolz auf Ahnen und Verdienſte, bieder, und rauh — ſo lernte der Sohn immer den Vater kennen; hörte Tapferkeit als die erſte Tugend, und Kriegesruhm und gewonnene Schlachten als die höchſte Ehre eines Edelmanns anpreiſen, und ward alſo, was ſein Vater war. Dieſe Sitte erbte vom Vater auf

Sohn

Sohn unausgesetzt, und selbst der itzt noch lebende Herr von Sonnenhelm war in seiner Jugend Soldat. Aber eben diesen Herrn hatte das Schicksahl dazu ausersehen, von dieser Familiensitte zuerst abzuweichen, und für das Wohl des Vaterlandes auf eine andere Art thätig zu seyn.

Er wurde mit eben dem kriegerischen Enthusiasmus, der bisher in seiner Familie einheimisch gewesen war, Soldat, und kannte kein höheres Ziel, als seinen würdigen Vorfahren nachzustreben, sich durch kühne Thaten hervorzuthun, und zur Belohnung, wie sie, die höchsten militärischen Würden zu bekleiden. Er hatte nicht studieret, wenn studieren so viel heißt als: auf Universitäten gehen, und in drey Jahren mehr Geld verthun, als man in neun Jahren bezahlen kann; aber er hatte das seltne Glück gehabt, von einem rechtschaffenen, gelehrten, und — was noch mehr ist, — von einem aufgeklärten Hofmeister unterrichtet zu werden. Dieser hatte sich nun freylich bey Lebzeiten des Vaters nicht unterstehen dürfen, über gewisse Dinge mit dem Junker von Herzen zu sprechen, und hatte es müssen geschehen lassen, daß Ahnenstolz und Durst nach Kriegesruhm in seine junge Seele gepflanzt wurden; aber er hatte

nicht

nicht unterlaſſen, ſo viel ihm möglich war, den den Geiſt des jungen Helden mit tauſend nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, die ſeinen Ahnherren fremd waren, die frohen Gefühle des Wohlthuns in ſeiner Bruſt zu erwecken, und ihm auch für die ſtilleren und weiſern Freuden des Lebens einigen Geſchmack beyzubringen. Dabey wurde der junge Herr ſchon von ſeiner frühen Jugend an gewöhnt, von keiner Auctorität in Abſicht ſeines Verſtandes abzuhängen, und über alle Vorfälle ſelbſt zu urtheilen. Er genoß alſo das unſchätzbare Glück: ſelbſt denken zu lernen.

In den erſten Jahren ſeiner neuen Lebensart, als er Soldat wurde, zeigten ſich freylich wenig Früchte dieſer unfreyherrlichen Erziehung. Als aber mit der Zeit der erſte Enthuſiasmus verraucht war, als er das Glück hatte, eine Anzahl gebildeter Jünglinge und Männer kennen zu lernen, und als zum guten Glück kein Krieg entſtand, der ſeine guten Grundſätze hätte zerſtreuen oder erſticken können; da keimte das hingeworfene Samenkorn auf, und gedieh zur ſchönſten Pflanze.

Der junge Lieutenant fand Geſchmack an Bücherleſen, und las auf den Rath ſeines ehemaligen Hofmeiſters, welcher itzt Prediger war,

und in beſtändigem Briefwechſel mit ihm ſtand, gerade die beſten und paſſendſten für ſeinen Stand und für ſein Alter, und für den zeitigen Grad ſeiner Aufklärung.

Er lernte mit der Zeit dieſe Unterhaltung allen langweiligen Aſſembleen, Trink- und Spielgeſellchaften vorziehen, und fühlte von Tage zu Tage mit dem innigſten Vergnügen, wie ſeine Kenntniſſe vermehrt, ſeine Begriffe erweitert und ſein Herz erwärmt wurde.

Auf die Art konnte es dann nicht fehlen, daß er ſich nach und nach aus der Hülle von Vorurtheilen herausarbeitete, mit welchen man ihn bereits von ſeiner Mutterbruſt umſponnen hatte. Er ſahe ein, daß Ahnenſtolz ohne eigene Verdienſte das lächerlichſte Unding iſt, was man ſich denken kann; daß es für jeden Menſchen, noch mehr für den Edelmann, ja ſo gar ſelbſt für den Soldaten höhere, heiligere Pflichten gibt, als Menſchen todtſchlagen; daß ein Guthsbeſitzer vor allen Dingen die Pflicht auf ſich habe, für ſeiner Unterthanen Wohl zu ſorgen, und nicht, ſie zu tyranniſiren und mit ihnen, wie mit ſeinen Jagdhunden zu verfahren; und daß endlich ein Mann, der geſund iſt und eine Familie ernähren kann, die Pflichten, die er ſei-

nem Vaterlande ſchuldig iſt, verletzt, wenn er nicht heyrathet, und dem Staate brauchbare Bürger erzieht.

Alle dergleichen Grundſätze, die wenigſtens damals von ſehr vielen adelichen Köpfen für heterodox angeſehen wurden, ſammlete ſich Herr **von Sonenhelm** aus ſeinen Büchern, und fing nach und nach an, ſie wirklich auszuüben. Sein Vater ſtarb, als er 27 Jahr alt war. Er ſollte ſo eben Capitain werden; und wäre das geſchehen, wer wüßte, ob er je ſeine Lebensart geändert hätte! Allein zum Glück hatte die erſte Fürſtliche Mätreſſe den Einfall, einen weitläuftigen Anverwandten des fürſtlichen Leibjägers, welcher ihr von dieſem ſehr nachdrücklich empfohlen war, in die vakante Capitainſtelle einzuſchieben. Dies gab unſerm Herrn **von Sonnenhelm** Veranlaſſung, ſeinen Abſchied zu fordern, den er auch mit Hauptmanns Range erhielt. Er verließ die Stadt; gieng auf ſeinen väterlichen Ritterſitz; heyrathete ein armes Fräulein, weil ſie geſund, vernünftig und ſtiftsfähig war; verbeſſerte ſeine und ſeiner Unterthanen Güter im Stillen; zeugte und erzog geſunde Kinder, und lebte auf ſeiner Burg zufrieden und glücklich.

Der Hauptmann hatte hier Muſſe genug, ſeiner Neigung zum Studiren zu folgen, und

ohnerachtet er nie die Universität bezogen hatte; so wußte er sich doch durch sein unermüdetes Lesen einen solchen Schatz nützlicher Kenntnisse zu erwerben, daß mancher Prof. ordin. Log. & Metaph. von ihm hätte lernen können: denn vorzüglich war spekulative und practische Philosophie, Oekonomie, und Geschichte sein Fach. Er war übrigens von sanftem menschenfreundlichen Character, und besaß nicht das mindeste von jener soldatischen Rauhheit seiner Vorfahren, welche sich ohnedem höchst selten mit den friedsamen Musen zu vertragen pflegt.

Ihm glich seine Gemahlinn an Bildung des Verstandes, so wie an Güte des Herzens. Ueberdem war sie, eine Kleinigkeit von Rangstolz abgerechnet, die liebenswürdigste Gesellschafterinn, die vortreflichste Gattinn und Mutter.

Nicht weniger paßten in dieses schöne Familiengemälde die Kinder dieses liebenswürdigen Paares. Zwar rissen die Blattern und andere gefährliche Kinderkrankheiten, die Hälfte von acht Säuglingen, welche in einem Zeitraume von funfzehn Jahren zum Vorschein kamen, aus den Armen der weinenden Aeltern; indes wurden sie durch die Freude an den vier Uebriggebliebenen, welche sämtlich gesund und

wohl-

wohlgebildet waren, für jenen Verluſt einigermaſſen ſchadlos gehalten.

Itzt hatte dieſe glückliche Ehe zwanzig Jahr beſtanden. Fräulein **Charlotte**, als die älteſte unter ihren Kindern, wurde in ihrem neunzehnten Jahre an einen gewiſſen Herrn von **Rauſendorf** verheyrathet, der als Cammerpräſident in einer nicht weit entfernten Reſidenz lebte. — Fräulein **Aemilie**, die zweyte Tochter, itzt ſiebzehn Jahr alt, lebte bisher noch im väterlichen Hauſe. — Junker **Carl** war zwölf Jahr alt, und hatte Luſt Soldat zu werden, und Junker **Theodor**, als der Jüngſte, trat ins achte Jahr, ohne daß man noch beſtimmen konnte, zu welcher Lebensart er ſich bequemen werde.

So ſtanden die Sachen in dieſer glücklichen Familie, als der Hauptmann nach **Leipzig** ſchrieb, und ſich für ſeine beyden Söhne einen Hofmeiſter ausbat. Da die Bedingungen, welche er machte, ſehr vortheilhaft waren: da er keine große Gelehrſamkeit, ſondern vielmehr Talente zur Erziehung, Sitten und Geſchmack verlangte, und noch überdies zu verſtehen gab, daß er den Erzieher ſeiner Kinder nicht für eine Art von höheren Bedienten anſehe, ſondern als einen Mann, der Achtung und Ehre

verdient, als Freund vom Hause behandelt würde; so fand sich bald ein junger Mann von guter Familie, der zwar um des lieben Brodtes willen keine Condition suchte, der aber wegen jener vortheilhaften Bedingungen, und um doch in der Zwischenzeit von der Universität bis zum Amte nützlich zu seyn, diese Hofmeisterstelle annahm.

Mit jenem Enthusiasmus für alles Edle und Große, den so mancher gute Kopf von der Academie mitbringt, um ihn in Geschäften des Staats oder der Kirche nicht selten zu — ersticken; mit jenem warmen Eifer, Gutes zu thun, und für das Beßte der Menschheit zu wirken, den D. **Plattners** Vorlesungen über die Moralphilosophie, in seiner Brust erzeugt hatten; gebildet an Kopf und Herzen; mit Vorzügen am Geist und Körper — so kam **Franz Meyenberg** nach **Sonnenhelm**. Die wohlverdienten Zeugnisse seiner Gönner in **Leipzig** versicherten ihn schon zum voraus einer nähern Vertraulichkeit, als sonst ein junger Hofmeister in einer adlichen Familie zu genießen pflegt. Aber als er nun selbst kam, als sich seine Vorzüge nach und nach entwickelten, als man jenen Eifer für die Erfüllung seiner Pflichten, seinen aufgeklärten Verstand, sein

menſchenfreundliches Herz, ſeine feinen Sitten und alle jene Eigenheiten bemerkte, die ſich Franz Meyenberg in einem Alter von drey und zwanzig Jahren zu erwerben gewußt hatte; da wurde er bald erklärter Liebling der Familie, und nicht anders, als wenn er mit zu ihr gehörte, behandelt.

Es war ein Vergnügen zu ſehen, wie bey der Ankunft des neuen Hofmeiſters das ganze Schloß in Bewegung gerieth, und Alles ſich beeiferte, ihm Hochachtung und Liebe zu bezeugen. Der Hauptmann ſchätzte Gelehrſamkeit und ein gewiſſes männliches, entſchloſſenes Weſen an ihm; die gnädige Frau ſeine feine Erziehung, und ſeine unnachahmliche Gabe der Unterhaltung; die beyden Junkers liebten ihn wegen ſeiner gütigen Behandlung, und ſuchten ihren Stolz darinnen, ihm zu gefallen; ſelbſt die alte einäugige Franzöſinn, die ehemalige Gouvernantinn der gnädigen Frau, die man aus Gnaden zu Tode fütterte, konnte nicht begreifen, wie man, ohne in Paris oder doch wenigſtens in Straßburg, erzogen zu ſeyn, ſo viel Lebensart beſitzen könne; und ſo war vom Sekretair bis zum Ofenheitzer, von der Geſellſchaftsdame bis zum Küchenmädchen kein leben-

diges Weſen im Schloſſe, das nicht an dem neuen Hofmeiſter etwas zu ſchätzen fand.

Jederman weiß, daß Cabale und Verläumdung, Neid und Mißgunſt an ſolchen kleinen Höfen, ſo gut wie in Conſtantinopel oder Paris ihren Thron haben. Allein bey den allgemein anerkannten Vorzügen unſers Meyenbergo, bey dem lauten und allgemeinen Beyfall, den er erhielt, ſchwieg Neid und Verläumdung. Er genoß lange Zeit eine allgemeine und ungetheilte Zuneigung, vorzüglich von der weiblichen Hälfte des kleinen Hofſtaats, gegen welche er ebenfals gleich verbindlich und gefällig war.

Wer aber gleich anfangs die großen Vorzüge des neuen Hofmeiſters aus vollem Herzen erkannte, das war Fräulein Aemilie. Und da wir ziemlich wahrſcheinlich vermuthen können, daß ein großer Theil unſerer pfiffigen Leſer bey der Wendung dieſer Periode (die uns, wir wollen es aufrichtig geſtehen, ſelbſt ein wenig gedreht vorkommt,) in dieſer Aemilie eine der Hauptperſonen unſerer Erzehlung wittern wird; ſo ſehen wir recht wohl ein, daß unſere gewöhnliche Zurückhaltung nunmehro am unrechten Orte angebracht ſeyn würde, mit der es uns, im Vorbeygehn geſagt, übrigens kein

Spaß

Spaß iſt, weil wir aus eigener Erfahrung wiſſen, daß unter allen möglichen und nicht möglichen Geheimkünſten, deren ſich die geſchickteſten Erzähler zu bedienen pflegen, nichts ein ſo unmittelbares Vergnügen des Leſers bewürkt, als die Kunſt; mit den Hauptumſtänden der Erzählung, z. B. mit Namen von Perſonen und dergleichen eine Zeitlang zurückzuhalten, und dann, wenn der geneigte Leſer lange genug bey der Naſe herumgeführet iſt, ganz unverhofft und wider Erwartung damit hervor zu ſpringen. Wir wollen daher, weil uns denn doch der geneigte Leſer nun einmal in die Carten geſehen hat, nicht länger bergen: daß von vorgenannter Aemilie wirklich noch oft die Rede ſeyn wird. Und um nun Jedermännigliche, dem daran gelegen iſt, in den Stand zu ſetzen, dieſe unſere Freundinn Aemilie bey allen ihren Unternehmungen und Handlungen immer richtig zu beurtheilen; wollen wir die kleine Mühe nicht ſcheuen, folgende kleine Characteriſtik von ihr, ehe wir in unſerer Erzählung fortfahren, voran zu ſchicken.

Aemilie Sonnenhelm war, wie geſagt, um dieſe Zeit ſiebzehn Jahr alt, und wenn Jugend, Schönheit und Unſchuld, verbunden mit einem gebildeten Verſtande und mit

einem ſanften wohlwollenden Herzen, Anſpruch auf Liebenswürdigkeit machen können: ſo war ſie ohne Vergleich das liebenswürdigſte Mädchen, daß je in der Phantaſie eines Romanſchreibers exiſtirt haben mag. Ihre Schönheit war nicht blendend, aber ſanft anziehend; ihre Unſchuld war keine Grimaſſe, ſondern innige wirkliche Liebe zur Tugend, verbunden mit jener glücklichen Unwiſſenheit in allen gefährlichen Geheimniſſen der großen Welt. Ihr Verſtand war mehr durch Lectüre, als durch Umgang und Geſellſchaft gebildet worden. Dadurch verlor ſie zwar auf der einen Seite, gewann aber auf der andern dafür auch deſto größere Vortheile. Denn ob Sie gleich z. B. von jener großen, in den heutigen Geſellſchaften ganz unentbehrlichen Kunſt, eine ganze Stunde und noch länger von — Nichts zu ſprechen, wenig begriffen hatte; ſo wußte ſie dafür von Dingen, die das Nachdenken beſchäftigen, und jedem unverdorbenen Herzen wichtig ſind, auf die angenehmſte Weiſe zu unterhalten. Und da ſie bloß im Kreiſe ihrer glücklichen Familie, in der Stille des Landlebens, entfernt von dem Gewühl vollgedrängter Städte aufgeblüht war, und unter beſtändigen Beſchäftigungen, durch Lectüre und Unterredungen mit ihren Eltern und

mit

mit dem Prediger im Dorfe, ihren Verſtand aufgeklärt und ihre Empfindungen veredelt hatte: ſo gab dies alles ihren Geſprächen einen ſo naiven Ton, ein ſo lebhaftes Interreſſe, und jenen romantiſchen Anſtrich, den man in der großen Welt ſo ſelten findet, und der alſo beſonders den Herren und Damen, die viel Hofluft einathmen, ſo verhaßt iſt, daß ſie ihn gar zu gern mit dem Schimpfnahmen Gelehrſamkeit, Pedanterie brandmarken mögten, und der doch für jedes unverderbene, vom Gift der Höfe und großer Städte noch unangeſteckte Menſchenherz einen ganz unwiderſtehlichen Reiz hat. Ihre größte Freude war Wohlthun, und da man von Seiten ihrer Eltern in dieſem Puncte ganz übereinſtimmig mit ihr dachte; ſo fehlte es ihr nie an Gelegenheit und Kräften, dieſe himmliſche Neigung zu befriedigen. Alle Wohlthaten gingen durch ihre Hand, und weil es ihrem edlen Herzen ſo wenig genügte, das augenblickliche Bedürfniß eines Armen zu befriedigen, ſo ſuchte ſie immer nach ihrem Vermögen, den ganzen Zuſtand deſſelben zu verbeſſern, und ihm eine glücklichere Lage zu verſchaffen. Der reiſende Bettler, der bloß aus Faulheit dieſes Handwerk treibt, hatte daher in Sonnenhelm wenig zu erwarten, aber der unglück-

glückliche Hauswirth, der dürftige Taglöhner, dem es an Gelegenheit fehlt, sein Brodt zu verdienen; der arme Kranke, der sich zu betteln schämt, — das waren Aemiliens Kundleute, und diese fanden in Sonnenheim bereitwillige und wirksame Unterstützung.

Und alle diese Vorzüge des Geistes und Herzens schien Aemilie selbst nicht zu kennen, wenigstens legte sie nicht den mindesten Werth darauf. Man mußte sie auch in der That näher kennen, um sie unter dem großen Haufen, die weiter auf der Welt nichts verdienstliches an sich haben, als daß sie Fräuleins heißen, zu bemerken. Sie machte nie Forderungen, und drückte Niemand, weder mit ihrem Stande noch mit ihren Vorzügen, und man konnte als Fremder in Gesellschaft z. B. im Hause des Predigers, wo sie manchen Nachmittag zubrachte, mit ihr zwey Stunden lang sprechen, und hatte nicht gemerkt, daß sie Fräulein Sonnenheim sey, und noch weniger, daß sie es zu seyn verdiene.

Uebrigens war sie nichts weniger als altklug, wie es vielen geistvollen Frauenzimmern, die auf dem Lande leben und in wenig große Gesellschaften kommen, begegnen soll; sie war vielmehr das munterste, witzigste, muthwilligste Mädchen, das sich denken läßt. Sie hüpfte

so

ſo gern frey und unbefangen umher, und ſprach, ſcherzte lachte und genoß alle Freuden ihrer Jugend, mit einem Frohſinn, den nur ein Herz voll Einfalt und Unſchuld in ſolcher Fülle geben kann. — Gegen Mannsperſonen war ſie bis zu einem gewiſſen Grade frey, offenherzig und luſtig. Allein ihr moraliſches Gefühl war ſo fein, daß ſie immer ganz genau den Punct traf, über welchen hinaus ſie in Gefahr geweſen wäre, ſich etwas zu vergeben, und wo es alſo ſchicklich war, zurückzuziehen. Und das that ſie jedesmal mit einer Art, daß man bey ihr auf immer den Muth verlor, unanſtändig zu werden. In einer benachbarten Landſtadt lagen zwey Compagnien Cüraſſiers, von welchen einige Officiers Bekanntſchaft in Sonnenbelm machten und oft zum Beſuch kamen. Dieſe jungen Helden ſagten ihr allemal, wann ſie kamen und gingen, mit einer ganz eigenen Art, daß ſie ſehr ſchön ſey; ſie hörte das an und lächelte ebenfalls jedesmal mit einer ganz eigenen Art darüber. Ein Paar von ihnen, die dafür angeſehen ſeyn wollten, daß ſie Romane geleſen hätten, ſprachen ſo gar von Liebe und von Vergiß mein nicht: ein ernſter Blick war ihre Antwort, und dann fragte ſie gleich nach ihren Pferden und Hunden. — Der Allerpfiffigſte unter ihnen ſteckte ihr einſt

ſo-

ſogar ein von ihm ſelbſt verfertigtes Madrigal in den Strickbeutel, worin er Aemilien betheuerte: ihre Augen ſeyen gediegene Sonnen„ſtralen; auf ihren Wangen blühen Roſen und „Lilien; lieblicher als Maydufft ſey ihr ambro„ſiſcher Athem; alle Seligkeiten des Himmels „ſchweben auf ihren Purpurlippen; Sie — „nur Sie allein — bete er an als die Göt„tinn dieſer Flur„ — und was dergleichen aufgeleſene Floskeln mehr waren. Aemilie war ſo gerecht gegen ſein Dichtertalent, daß ſie dies herrliche Product ſeiner Geiſteskräfte, mit dem verdienten Lobe begleitet, der ganzen Geſellſchaft Preis gab, und zur Dankbarkeit die Laura gegen dieſen neuen Petrarch ſpielte.

Dies war das Mädchen, die bisher an nichts weniger, als an Liebe gedacht hatte, und die nun bald das gewöhnliche Schickſal ihres Alters erfuhr: an nichts mehr, als an Liebe zu denken! —

Daß der neue Hofmeiſter der ſchönſte Mann ſey, den ſie jemals geſehen hatte, das war ſchon in der erſten Viertelſtunde bey ihr ausgemacht. Auch wußte ſie, was ein groſſer Menſchenkenner in Athen, und was ein noch gröſſerer Menſchenkenner in Weymar behauptet haben: daß nämlich in einem ſchönen Cörper gemeinig-

niglich eine ſchöne Seele wohne; — und dieſe Vermuthung, die ſich ihr in Rückſicht des ſchönen Hofmeiſters ebenfalls in der erſten Viertelſtunde mit groſſer Wahrſcheinlichkeit aufdrang, wurde gar bald, da ſie den ſchönen Mann von Seiten ſeines Herzens kennen lernte, zweyfelsfreye Gewißheit. Ihre unverkennbare Freude über dieſe Bemerkung, ſo wie das gefliſſentliche Aufſuchen und Bewundern jeder Vollkommenheit an dem ſchönen Hofmeiſter wäre zwar für den unbefangenen Menſchenbeobachter Wink genug geweſen, um den zeitigen Grad von Wärme am Thermometer ihres Herzens zu meſſen; aber Aemilia ſelbſt ließ ſich das nicht beunruhigen. Mit jenem heitern, kummervollen Leichtſinn, mit jener ſorgloſen Unbefangenheit, die meiſt immer das ächte Gepräge der Unſchuld iſt, hüpfte ſie ſelbſt in das Netz, das der ſchlaue Feind ihrer Ruhe aufgeſpannt hatte. Ja; als ſchon die unverkennbarſten Zeichen ihrer wachſenden Leidenſchaft da waren, noch da wollte ſichs Aemilie nicht geſtehen, daß es Liebe ſey, was ſie beunruhige. Sie konnte ſichs zwar nicht verhehlen, daß ſie ſeit vier Wochen unfriſirtes, bloß mit einfacher Bandſchleife geſchmücktes Haar trug, weil Meyenberg einmal gelegentlich zu verſtehn ge-

gegeben hatte, daß ihm dieſe natürliche Tracht gefalle; auch geſtand ſie ſichs gern, daß ſie itzt an ihren Kleidern kein anderes als himmelblaues Band leiden könnte, weil — Meyenberg kein anderes Uhrband als von dieſer Farbe trug; ja! Sie wußte ſehr gut, und dachte oft über das Phänomen nach, daß ſie itzt bey weitem nicht mehr ſo munter, wie ſonſt ſey, daß ihr im Geſpräch mit Meyenberg oft die Sprache fehle, und daß ſich ſo gar oft ein gewiſſes ängſtliches Zittern, und zuweilen gar ein ganz unerklärliches Herzklopfen ihrer bemächtige; aber mit alledem wäre ſie itzt doch ungläubig geblieben, wenn ihr auch der ſcharfſichtigſte Menſchenkenner geſagt hätte, daß das Liebe ſey.

Unſerm guten Meyenberg ging es nicht viel beſſer. Er wußte zwar freylich etwas mehr von Liebe, als Aemilie, allein doch auch nicht aus eigener Erfahrung. Er hatte nie geliebt. Aemiliens ſanfter, verſchämter und doch ſo viel ſagender Blick traf ſein Herz, und Meyenberg fühlte die groſſe Veränderung die in ihm vorging. Er hatte den Muth noch nicht, den wahren Zuſtand ſeines Herzens zu unterſuchen, aber wenn Liebe nichts anders als ein unruhiges Sehnen nach etwas

iſt

iſt, das man nicht deutlich zu denken wagt, ein beſtändiges Zerſtreutſeyn, eine Unſtätigkeit, die nirgends Stich hält, eine gewiſſe Unzufriedenheit, die man aber um Alles in der Welt nicht weggeben mögte, ein Abhangen von den kleinſten und unbedeutendſten Umſtänden — wenn das Liebe iſt, ſo liebte Niemand feuriger, als

Franz Meyenberg.

Man denke ſich itzt den ſchönen blühenden Jüngling mit allen Anſprüchen auf die Freuden des Lebens, mit ſeinem ſanften gefühlvollen Herzen, mit jenem Stolze, der aus dem Bewußtſeyn entſpringt: immer nach Grundſätzen gehandelt, die verführeriſchen Reizungen zur Wolluſt überwunden, ſeine Jugendkräfte nicht vergeudet, keine Unſchuld verführt, keine Tugend gekränkt, ſelbſt nicht einmal unſchuldige Hoffnung erregt zu haben; — man denke ſich ihn mit jenen glühenden ſchwärmeriſchen Wünſchen: einſt den ſüßen Lohn für ſeine Tugend im Arm der glücklichen Liebe, am Buſen eines holden Weibes zu ärndten; mit allen überſpannten Idealen einer ausſchweifenden Einbildungskraft von Minneglück und ehelicher Freude; — ſo denke man ſich den lieben Schwärmer in der täglichen Geſellſchaft eines Mädchens, die, geſchmückt mit allen Vollkommenheiten ihres Alters, mit

allen Vorzügen ihres Geſchlechts, mit eben dem Anſpruch auf die Freuden des Lebens und beſeelt mit eben dem glühenden Verlangen nach Glückſeeligkeit, mit eben den träumeriſchen Erwartungen von Glück der Liebe, nicht undeutlich Neigungen gegen ihn blicken läßt; — und — um das Gemälde vollſtändiger zu machen, — ſo denke man ſich ihn, der dies bemerkt, wie er voll glühender Liebe, und doch zugleich voll ängſtlicher Furcht bald wünſcht, bald hofft, bald ahnet, bald zweifelt — und man hat ein getreues Bild von ſeinem gegenwärtigen Herzenszuſtande.

Er ſelbſt wußte eigentlich gar nicht, was mit ihm vorging, oder vielmehr, er getrauete ſich nicht, die Gefühle ſeines Herzens zum deutlichen Bewußtſeyn zu entwickeln. Daß ihn ein gewiſſer Schatten unaufhörlich verfolge, er mogte gehen, wo er wollte; daß er überall bey ſeinen Büchern, am Schreibpulte, in jeder Ecke ſeines Zimmers, ja ſelbſt an der Decke ſeiner Bettſpende ein Paar blaue Augen erblickte, die ein ſanftes Feuer ins Innre ſeiner Seele ſtralten; daß er ſich unaufhörlich in die Geſellſchaft einer gewiſſen **Aemilie** ſehnte, und dann doch, wenn er ſie ſah, plötzlich zuſammenfuhr bald roth, bald weiß wurde, und oft kein Wort

vor-

vorbringen konnte: das wußte er recht gut, und das war ihm itzt kein Räthsel mehr. Aber er konnte doch ohnmöglich lange in diesem unbehaglichen Zustande bleiben; sein Schicksal mußte doch über kurz oder lang entschieden werden, und eben diese Hinsicht auf die Folgen seiner itzigen Lage war es, was ihn oft beunruhigte, und um deßwillen er's nicht wagte, mit kalter Ueberlegung, über seinen Zustand nachzudenken.

Vielleicht wäre **Meyenberg** noch lange auf diesem sonderbaren Mittelwege zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Ahnung und Zweifel hingegangen, wenn sich nicht bald nachher etwas zugetragen hätte, was ihm über seinen eigenen Herzenszustand, so wie über die wahren Gesinnungen seiner geliebten **Aemilie** hinlängliches Licht ertheilet hätte.

Aemilien fiel es einst von ohngefähr ein, ihr Klavierspielen, welches sie schon seit zwey Jahren beynahe völlig aufgegeben hatte, wieder anzufangen, und **Meyenberg** ließ sich gern bereitwillig finden, ihr täglich eine Stunde Unterricht in dieser Kunst zu geben. Ob wirklich Liebe zur Music, oder Gefälligkeit gegen ihre Eltern oder vielmehr der Wunsch: öfter in **Meyenbergo** Gesellschaft zu seyn, — die meiste Schuld an diesem Einfalle hatte: das

zu unterſuchen, wollen wir allen den ſcharfſinnigen Pſychologen überlaſſen, welche nach den ſpitzigen Regeln ihrer Schließkunſt ganz genau und auf ein Haar zu jeder Wirkung die Urſach aufzufinden wiſſen.

Genug, die Clavierſtunden wurden mit einer Aemſigkeit gehalten, welche dem Hauptmann und ſeiner Gemahlinn nicht wenig Vergnügen machten. Jedermann wunderte ſich, daß Aemilie in kurzer Zeit ſo geſchwinde Fortſchritte machte, und Jedermann irrte ſich gewaltig, wenn er die Urſach davon in Meyenbergs Geſchicklichkeit ſuchte; denn in der That war weder ſeine Fertigkeit im Spielen ſo groß, noch ſeine Methode des Unterrichts ſo vorzüglich. Aber das hinderte nichts. Aemilie lernte an ſeiner Seite und an ſeinem Claviere in ſechs Wochen mehr, als ſie bey dem alten Schulmeiſter in ſechs Jahren gelernt hatte, und dieſer Schulmeiſter ſtand doch auf ſechs Meilen in die Rund, in dem Rufe des geſchickteſten Spielers. Wie das zuging, das wußte kein Menſch, das wußten Meyenberg und Aemilie ſelbſt nicht. Aber das ſagten ſie ſich oft Beyde, daß dieſe Stunden am Claviere unter die angenehmſten ihres Lebens gehörten, und das mußte auch wohl wahr ſeyn, denn Meyenberg ging

oft

oft eine Stunde vorher ans Clavier, legte die Notenbücher zurecht, ſetzte zwey Stühle hin, und ärgerte ſich, daß es noch nicht drey ſchlug, und Aemilie wickelte oft eine Stunde vorher ihr Strickzeug zuſammen und zählte jede Secunde an ihrer Uhr.

Einſt kam ſie zwey Minuten ſpäter als gewöhnlich, und Meyenberg, der ſchon daraus ſchloß, das etwas vorgegangen ſeyn müſſe, erſchrack noch mehr, als er trübe Wolken auf ihrem ſonſt ſo heiteren Geſichte, und Spuren von Thränen in ihren ſchönen Augen zu bemerken glaubte. Er wagte es nicht, ſie anzuſehen, und noch weniger, ſie zu fragen. Sie machte ihm eine ſtillſchweigende Verbeugung, ſetzte ſich ans Clavier, ſchob die vorliegende Arien aus Coſa rara weg, ſchlug die Cora von Nauman auf, blätterte ganz in Gedanken das Buch ein paarmal durch, fing eine Arie an, ſpielte ſie bis auf die Hälfte, fing eine andere an, hörte einen Augenblick auf, las den Text, fing die dritte an, hörte endlich gar auf, und ſah gedankenvoll über das Clavier nach Meyenbergs Silhouette, die unter dem Spiegel hing.

„Sie ſcheinen heute nicht ſehr aufgelegt zum Spielen, gnädiges Fräulein“ ſagte Meyenberg.

„„Herr Gott „antwortete Aemilie erſchrocken und wurde blutroth;" ich bin ſo in Gedanken, daß ich unſre Clavierſtunde ganz darüber vergeſſe; nehmen Sie es ja nicht übel!""

„Ich bitte um Verzeihung." erwiederte Meyenberg, ſuchte ſeine Verwirrung unter irgend einer nichts ſagenden Modeformel zu verſtecken und hatte vergeſſen, was er ſagen wollte.

„„Es iſt unartig von mir"" ſagte Aemilie „„daß ich Ihnen mit meinen üblen Launen beſchwerlich bin. Kommen Sie her, ich will Ihnen eine Arie vorſpielen, die ich heute Morgen verſucht habe.""

Es war die bekannte rührende Arie: Darf ich nicht zu Klagen wagen ꝛc. und hatte Sie vorher zerſtreut geſpielt, ſo ſpielte Sie itzt deſto geſammelter. Sie ſpielte und ſang mit einer ſo innigen Theilnahme, mit einer ſo tiefen Empfindung, traf immer ſo richtig jede Feinheit, welche der große Componiſt in dieſe Arie zu legen gewußt hat, daß Meyenberg nicht wußte, was er hörte. Er hatte ſich auf die Rückſeite ihres Seſſels gelehnt und träumte in ſüße Schwärmerey verloren von Himmel und Seligkeit. Ein paar unbeſchreiblich ſchöne Hände;

de; Finger, die mit der reizendſten Eilfertigkeit auf und nieder irrten; ein Geſicht, auf welchem Geſundheit und Unſchuld glühete; ein Buſen, der ſich während des Geſanges bey jeder rührenden Stelle unter ſeiner leichten Verhüllung ſittſam hub; eine Stimme, bey der man das Silbermannſche Clavier, ja ſelbſt die ſchöne Compoſition vergaß. — Wer vermag es dieſe Situation und Meyenbergs Empfindungen zu ſchildern! — Hinſinken zu ihren Füſſen, und durch einen Druck, durch einen Kuß auf ihre weiche Hand hätte er alle die Gefühle herſtammeln mögen, die im Innern ſeines Herzens wühlten.

Die Arie war zu Ende. Meyenberg ſtand im Anſchaun verloren und wagte es nicht ſeine Stellung zu verändern. Aemilie ſah ſich ſchüchtern um, und fragte: „Nun was ſagen Sie — habe ich die Arie erträglich herausgebracht?“

M. O vortreflich, meine Gnädige! — Welche Lüge! dachte er bey ſich ſelbſt. — So etwas mit dem kalten Worte, vortrefflich zu bezeichnen! arme Sprache, daß du gerade für ſo etwas keinen Ausdruck haſt!

Aemilie! Sie kommen mir heute auch ſehr unruhig vor. Fall ich Ihnen beſchwerlich, ſo—

M. Ach ich bitte tauſendmal um Verzeihung — meine Laune — es iſt nicht recht, aber ich werde ruhig ſeyn.

Er küßte ihr zum Beweiſe, daß er ruhig ſeyn wollte, die Hand, und ſtieß den kleinen Paroli, der zu den Füſſen des Fräuleins ſchlief, drey Schritte ſo nachdrücklich zur Seite, daß das kleine Thier laut an fing zu ſchreyen. Er wollte ſeine Unvorſichtigkeit wieder gut machen, hub den kleinen Paroli von der Erde auf, und ſtieß mit dem Kopfe ſo unſanft gegen den Tiſch, daß einige Taſſen und Gläſer auf die Erde fielen und zerbrachen.

„Sie ſind noch immer zerſtreut" — ſagte das Fräulein mit jenem ſüſſen, ſchwermuthsvollen, mitleidigen Lächeln, welches zugleich ein Beweis war, daß ſie wohl merkte, worüber Meyenberg zerſtreut ſey. — „Kommen Sie ans Clavier, und ſpielen Sie mir noch einige unbekannte Arien aus der Cora vor." Er gehorchte ihrem Befehl, der ihn wenigſtens itzt aus einer neuen Verlegenheit rettete. Er blätterte in der Oper und ſchlug endlich die Arie auf: Du lebeſt Cora! Troſt mir Armen! ꝛc.

Dies Mittel ſich zu beruhigen war indeß wol nicht ſehr glücklich gewählt. Er ſpielte

und

und ſang dieſe bekannte Arie, in welcher Text und Muſik ſo ganz mit den innerſten Empfindungen ſeines Herzens ſympathiſirten, mit augenſcheinlich vermehrter Unruhe. Man brauchte wirklich kein Lavater zu ſeyn, um auf ſeinem Geſichte die abwechſelnden Gefühle von Freude, Hoffnung und Schmerz wahrzunehmen, und wirklich entging auch Aemiliens ſcharfſichtigem Auge dieſe Bemerkung nicht. Alles an ihm, ſelbſt die unmerklichſte Bewegung ſeines Geſichts ſchien innige, tiefgefühlte Wahrheit zu ſeyn, wenn er die Zeile ſang, „Doch ach! du lebeſt nicht für mich!“ — Es war ihm nicht möglich, länger, als bis auf die Hälfte auszuhalten. Der Sturm von kämpfenden Empfindungen in ſeiner Bruſt war zu ſtark. Er ſprang auf, und konnte kein Wort ſagen. Helle Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Haſtig ergriff er Aemiliens Hand, küßte ſie feurig, und verließ das Zimmer.

Eine halbe Stunde ſtand ſie mit ſtarr auf die Thür gehafteten Augen, durch welche Meyenberg entflohen war, und überdachte ſein und ihr Schickſal. „Armer Meyenberg!“, ſagte ſie endlich, „ich bin unglücklicher als Du!“ wiſchte ſich die Thränen vom Auge und ging auf ihr Zimmer.

Um den geneigten Leſern, welchen etwa die vorbeſchriebene Scene ein wenig zu raſch und überhaupt zu räthſelhaft vorkommen mögte, in den Stand zu ſetzen, ſich dieſelbe zu entwickeln, können wir nicht umhin, eh wir weiter gehen, noch zu erzählen, was unmittelbar vorhergegangen war. Freiherr von Bönni, ein naher Anverwandter des Sonnenhelmſchen Hauſes, hatte kurz vorher ſeine große Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, Italien und England geendigt, und kam itzt nach Sonnenhelm, um ſich ſeinen Verwandten zu produciren. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er auf das beßte aufgenommen wurde, und er ſelbſt ſchien auch mit ſeiner Aufnahme zufrieden zu ſeyn. Er war ſpät in der Nacht ganz unerwartet gekommen, und hatte alſo den erſten Abend von der ganzen Familie bloß den Hauptmann geſehen. Der Freyherr war noch unverheyrathet, und eh noch Aemilie ihn geſehen hatte, mußte ſie ſchon des anderen Morgens beym Friſiren von ihrer Cammerjungfer hören: man ſage ſich auf dem Schloſſe und im Dorfe bereits die Neuigkeit ins Ohr, daß er um ihrentwillen gekommen ſey.

Zum erſtenmale erſchrack das Fräulein, als ihr itzt der Hofmeiſter einfiel, und zum erſtenmale ſtand der Gedanke hell und klar vor ihrer

See-

Seele, den ſie ſich bis itzt beſtändig verhehlt hatte, daß ſie ihn lichte; und ebenfalls zum erſtenmale machte ſie die Erfahrung, daß es im Meere des menſchlichen Lebens Klippen gibt, an welchen auch die feſteſten Grundſätze ſcheiteren. Sie fühlte, daß es unrecht ſey, in Ihrer Lage an den Hofmeiſter zu denken, und fühlte doch zugleich, daß es unmöglich ſey, an ihn nicht zu denken.

Eine der angenehmſten Stunden des Tages war es ihr ſonſt, wenn ſie von ſieben bis acht des Morgens mit ihrer Mutter Thee trank; aber heute Morgen hätte ſie viel darum gegeben, wenn ſie einſam auf ihrem Zimmer bleiben und ihren Gedanken hätte nachhängen können. Laut ſchlug ihr das Herz, als die Glocke ſie rief, und mit ſichtbarer Verwirrung ging Aemilie in das Zimmer ihrer Mutter.

Man ſprach anfangs von gleichgültigen Dingen, endlich fragte die gnädige Frau:

M. Weißt Du, daß wir dieſe Nacht Beſuch erhalten haben?

Ae. Ja, meine gnädige Mutter, ich habe es gehört.

M. Nun, wie iſt Dir denn das ſo auffallend, Du wirſt ja roth darüber?

Ae.

Ae. Verzeihen Sie — nein ich kann vor Ihnen kein Geheimniß auf dem Herzen haben. Man hat mir gesagt: der Herr Baron sey um meinetwillen gekommen? —

M. So hat man dir mehr gesagt, als ich und dein Vater wissen. Aber, sage mir aufrichtig, Aemilie, würdest Du es gern sehen, wenn es wahr wäre?

Ae. (ängstlich) Gnädigste Mutter — ich habe den Baron noch nie gesehen.

M. So — (Pause, in welcher sich Beyde erwartungsvoll ansehen.) Aber wenn Du ihn nun sähest, und Du fändest an ihm alle die Eigenschaften, welche Du von einem vernünftigen Manne zu fordern, Recht hast, und er wünschte dich zu seiner Gattin — was würdest du dann thun?

Ae. (langsam und mit stockender Stimme) Ich — würde ihnen gehorsam seyn.

M. Auch würdest Du als seine Gemahlinn, alle Freuden und Bequemlichkeiten deines Standes in vollem Maaße genießen können; denn ohne Vergleich sind seine Güter die beßten im ganzen Lande, und gewiß ist er der reichste Edelmann in unserer ganzen Gegend!

Ae. Was das betrifft, ſo kennen Sie mich, liebe Mutter! Reichthum kann mich unmöglich glücklich machen.

M. Sag das nicht, Aemilie! Ich weiß wol, daß deine Bücher ſo ſprechen; aber glaube mir, ich rede aus Erfahrung, die ich aus der wirklichen Welt genommen habe; Reichthum iſt für Jedermann, und beſonders für unſern Stand etwas ſehr wünſchenswerthes; denn er gibt uns Mittel in die Hände, vergnügt und glücklich zu leben. Tauſend Gelegenheiten, Gutes zu thun, und für das Beſte der Menſchheit zu wirken muß der Dürftige aus den Händen laſſen, und tauſend Mittel, glücklich zu ſeyn, hat der Reiche mehr in Händen. Reichthum ſelbſt an und für ſich macht zwar nicht glücklich, aber der Beſitzer hat durch ihn Mittel in Händen, es zu werden.

Ae. Aber Sie werden mir doch zugeben, daß man auch ohne Reichthum glücklich leben kann? —

M. Es kommt immer darauf an, von Wem die Rede iſt, und auch in welchem Sinne Du Reichthum nimmſt. Verſteheſt Du darunter ein Vermögen, das nicht nur alle unſere ſtandesmäßigen Bedürfniſſe hinlänglich befriediget, ſon-

sondern uns auch noch auf unvorherzusehende Unfälle etwas Beträchtliches übrig läßt; so muß ich behaupten, daß unser Stand wenigstens Ursachen genug hat, darnach zu streben, und sich im Besitz desselben glücklicher, als andere Menschen zu glauben. Indeß gebe ich Dir gern zu, daß der größte Theil der Menschen auch nun bey seinem nothdürftigen Auskommen vergnügt und glücklich leben kann, weil er entweder die Freude des Reichthums nicht kennt, oder vielleicht sie zu genießen verlernt hat. Geburt, Erziehung und Bildung machen hier den grossen Unterschied aus. Der Tagelöhner lebt in seiner Sphäre glücklich, aber du wirst ohne jenen standesmäßigen Reichthum minder glücklich seyn, als er.

Ae. Aber Sie behaupten doch nicht, daß man, um reich zu seyn, höhere und größere Vortheile aufopfern soll?

M. Nein! Gesundheit, Schlaf und guten Muth kanns aber doch nicht machen, singt der Wandsbecker Bote, und er hat völlig Recht. Aber es gibt vielleicht manche eingebildete Vortheile, und diese nicht aufzuopfern wollen ist Thorheit.

Ae. Ich verstehe Sie nicht recht.

M. Ich will den Fall ſetzen, der vielleicht eintreten könnte: der reiche Baron von Bönni wünſchte Dich zu ſeiner Gattinn, und Dir gefiele ſein Cörperbau, ſeine cörperliche und geiſtige Bildung nicht ganz, Du hätteſt vielleicht an ſeinem Betragen gegen dich etwas auszuſezzen; fändeſt in ſeinen Sitten oder gar in ſeinem Verſtande Fehler — ſo würde ich Dir's ſehr verdenken, wenn Du ihn deßwegen ausſchlagen wollteſt.

Aemilie wurde bald bleich bald roth, und wußte in der ängſtlichſten Verwirrung nicht, was ſie antworten ſollte. Frau von Sonnenhelm merkte den widrigen Eindruck ihrer geäuſſerten Grundſätze.

M. Fürchte nicht Aemilie, daß ich dir das jetzt in der Abſicht ſage, weil etwa der Fall ſchon da iſt. Ich habe den Baron ſeit ſeinem zwölften Jahre nicht geſehen, und bis itzt iſt es ja bloß Vermuthung, daß er Deinetwegen gekommen ſeyn ſollte. Sey alſo vor der Hand ruhig; Du kenneſt meine und Deines Vaters zärtliche Liebe gegen Dich. Unſere heißeſten Wünſche ſind, Dich glücklich zu machen. Ich hielt es für nöthig, Dir gelegentlich etwas zur Ueberlegung zu geben, was Dir vielleicht in Zukunft nütz-

nützlich seyn könnte. Du sollst Dich von unserer Seite nie über Zwang zu beklagen haben, ob wir Dich gleich nicht ganz vor Convenienzen schützen können; denn bloß in dem einzigen Falle — der aber sicher bey Dir nicht eintreten wird, — wenn Du nämlich Dich zu einem Mißbündnisse entschliessen könntest; bloß in diesem einzelnen Falle würden wir unser ganzes älterliches Ansehn anwenden, um dich von einer Unbesonnenheit abzuhalten, die weder Du noch Deine Nachkommen wieder gut machen könnten.—

Aemilie konnte nichts dafür, daß ihr itzt wieder der schöne Hofmeister einfiel, daß sie am ganzen Leibe zitterte, und kein Wort hervorzubringen vermogte.

„Ueberhaupt aber, meine gute Tochter — fuhr die Frau von Sonnenhelm fort — ist es nun nachgerade Zeit, dich mit der Welt, wie sie wirklich ist, nicht wie sie vielleicht seyn könnte oder seyn sollte, etwas näher bekannt zu machen. Dein Vater und ich bemerkten von Jugend auf deine Neigung, die mehr für das Idealische als für das Wirkliche ist; wir konnten und wollten nicht verhindern, daß Dir nicht Bücher in die Hände kamen, welche Dich in dieser Täuschung, die Dir so angenehm war, erhielten, weil ein unbedingtes

Ver-

Verbot dieſen Hang nur noch mehr erhöht haben würde, und weil eine ſolche Stimmung unſerer Seele, bis auf den Zeitpunct, wo wir in das geſchäftige Leben übergehen, wirklich mit manchen Vortheilen verknüpft iſt. Aber itzt ſage ich Dir; bald wirſt Du die, Dir unangenehme, Erfahrung machen müſſen, daß die Welt ganz anders beſchaffen iſt, als wie ſie Dir Deine Bücher malen; Du wirſt finden, daß es in dieſer wirklichen Welt ganz anders hergeht, als in Deiner Bücherwelt, daß die Menſchen in dieſer ganz anders wie in jener handeln, daß es hier ganz andere Freuden und ganz andere Leiden, ganz andere Wünſche und andere Hoffnungen als dort gibt, beſonders wird das der Fall bey ſolchen Dingen ſeyn, über welche deine Bücher gerade das Mehrſte ſchwatzen."

„So zum Beyſpiel gibt es ſelten eine ſolche ſchwärmeriſche Liebe, wie ſie Deine **Werthers** Dir beſchreiben, und wehe der ehelichen Glückſeligkeit, wehe der bürgerlichen Wohlfahrt, wenn dieſe Schwärmerey häufiger wäre, denn ſie taugt zu beyden nicht. Sie iſt ihrer Natur nach von kurzer Dauer, weil ſie ſich nicht auf das unbefangene Urtheil der Vernunft ſondern auf gewiſſe unwillkührliche warme Empfindungen gründet, die eben ſo ſchnell verfliegen, als entſtehen, und

dann iſt gewöhnlich Leerheit der Seele, Miß-muth und Unzufriedenheit, die oft lebenslang dauret, die traurige Folge daran. Ich bin feſt überzeugt, daß viele unglückliche Ehen in dieſer unnatürlich ſchwärmeriſchen Liebe vor, und drey Tage nach der Hochzeit, bey welcher keine unvergängliche reelle Hochachtung ſtatt findet, ihren Grund haben. Man fühlts bald, daß der erſte Rauſch der Liebe vorbey iſt; man lernt ſich bald einander näher kennen; man entdeckt wol gar Fehler, die man aus Mangel an Menſchen-kenntniß nicht erwartet hatte; man wird kälter; man macht ſich wol Vorwürfe, — kurz! man ſieht ein, daß man getäuſcht iſt, und ſtatt nun die Urſach davon in ſeiner eigenen verkehrten Empfindung zu ſuchen, ſchiebt man ſie auf den andern Theil, wird mürriſch und übellaunigt, und oft iſt dann das ganze Glück des Lebens dahin.“

„Ferner erwarte nicht, daß dein künftiger Gemahl ein ſolcher Engel ſeyn wird, wie ihn Dir wieder Deine Romane vorzaubern. Daß dein künftiger Mann geſund, vernünftig, gut und gefühlvoll ſey, das kannſt Du fordern; allein — daß er ein Grandiſon ſeyn ſoll, das iſt eine unbillige, und wenn ich es deutlich ſagen ſoll, eine höchſt unkluge Forderung:

denn

denn vors erſte zweifle ich ſehr, ob es überhaupt ſolche Ideale von Vollkommenheit wirklich gegeben hat, und noch gibt, und dann, — wirklich den Fall geſetzt, es käme ein ſolcher Wundermann, — und den noch viel unwahrſcheinlicheren Fall, Du würdeſt ſeine Gattinn: biſt Du denn verſichert, glücklich mit ihm zu leben? Das iſt noch eine ſehr große, noch bey weitem nicht ausgemachte Frage! Ich wenigſtens, die ich mich viel zu ſchwach fühle, um mit einem ſolchen Ideale zu ſympathiſiren, ich kann mich nicht überreden, daß ich ſo ganz glücklich mit ihm leben könnte. Was ſo weit über uns erhaben iſt, das können wir wol bewundern und vielleicht fürchten, aber ohnmöglich von Herzen lieben. Liebe erfordert Gleichheit, und den Mann, an welchem ich eben die Fehler und Schwachheiten bemerke, die ich an mir wahrnehme, ein ſolches Weſen meiner Art, das meinen Werth oder Unwerth am ſicherſten beurtheilen, meine Bemühungen, ihn glücklich zu machen, genau nach dem beßten Maßſtabe würdigen kann; deſſen Erhabenheit über mich, ich nicht mit neidiſcher Seele anzuſtaunen, das ich nicht zu bewundern, nicht zu fürchten brauche, — o ein ſolches Geſchöpf kann ich mit innigſter warmer unwiderſtehlicher

Neigung lieben — bey ihm kann ich wahre ſympathetiſche Gefühle ſuchen, von ihm Erwiederung meiner Liebe und jenen Grad von Glückſeligkeit in dieſer Liebe erwarten, der meiner Natur am angemeſſenſten iſt. Glaube mir, meine gute Tochter, ich rede aus Erfahrung. Du kennſt Deinen Vater als einen rechtſchaffenen, vernünftigen, wohldenkenden Mann — wie glücklich bin ich durch ſeine Liebe geworden, aber ich bin's feſt überzeugt, daß ich nie ſo glücklich mit ihm geweſen wäre, wenn dieſe ſchöne Gleichheit unſerer Grundſätze und Meinungen, unſerer Gefühle und Empfindungen, ſelbſt unſerer Fehler und Schwachheiten, mit Einem Worte — unſres Verſtandes und Herzens nicht geweſen wäre. Folge alſo meinem mütterlichen Rath, der ſich auf Erfahrung und Nachdenken gründet; laß Deine Romane ſo ſchön ſchwatzen wie ſie wollen; laß Dich aber von ihnen nicht bethören, und handle Du als ein vernünftiges Mädchen. Erwarte und ſtrebe in dieſer Welt voll Mängel, nicht nach einer idealiſchen Größe, ſondern bleibe hübſch in den Gränzen, welche die Mutter Natur mit Weisheit vorgezeichnet hat. Bereite Dich itzt darauf vor, eine vernünftige gute Gattinn und Mutter zu werden; lies ſolche Bücher, welche Dir Anlei-

leitung dazu geben, und hoffe denn ſicher ſo glücklich zu werden, wie Du es in dieſer ſublunariſchen Welt, die nun einmal kein Paradies aber auch wahrhaftig keine Hölle iſt, werden kannſt.“ —

Es iſt gewiß, daß die Frau von Sonnenhelm nicht wußte, was ſeit einigen Tagen in Aemiliens Herzen vorgegangen war; aber es iſt eben ſo gewiß, daß ſie ihr itzt nichts beſſeres hätte ſagen können, wenn ſie alles gewußt hätte. — Aemilie wußte nicht, wie ihr geſchehen war. Sie hörte heute zum erſtenmal Grundſätze, die ſie entweder gar noch nicht gekannt, oder doch niemals noch in Anwendung auf ſich gedacht hatte. Und dieſe Grundſätze contraſtirten ſo ſehr mit ihrer bisherigen Denkungsart, bewirkten ſo ſichtlich ganz andere Empfindungen als diejenigen, welche ſich ſeit einiger Zeit mit ſo viel heimlichen Wohlbehagen in ihr Herz geſchlichen hatten. Sie vermogte ſichs nicht zu verhehlen, daß der größte Theil von dem, was ihre Mutter geſagt hatte, unwiderſtehlich Wahrheit ſey, und doch ſprach ihr Herz ſo laut dawider, daß ſie vor der Hand unmöglich Parthie nehmen konnte. Sie brachte den ganzen noch übrigen Nachmittag mit Nachdenken über ihre ſonderbare Lage hin, und beſchloß

endlich, da man zu Tiſche rief, daß hier — gar nichts zu beſchließen ſey, und daß man vor der Hand ſich ganz unthätig verhalten, und dem Dinge ſeinen Lauf laſſen müſſe.

Sie ging mit ahnender Erwartung ins Tafelzimmer, und wenige Augenblicke nachher trat der Hauptmann mit dem jungen Freyherrn herein. Er war, um ſeine phyſiſche Geſtalt mit einem Worte zu bezeichnen, ein Greis von fünf und zwanzig Jahren, blaß, eingefallen, hohläugig und mit ſeiner ganzen Figur ein Beweis, was man binnen zwey Monaten in Paris und binnen eben ſo viel in London werden kann, wenn man ein Freiherr iſt, Geld genug und keine Grundſätze hat. Aemilie wollte in Ohnmacht ſinken, als er ihr die Hand küßte, und ſich mit ſeiner werthen Kleinigkeit ihrer Gunſt empfahl. Er unterhielt während der Tafel die Geſellſchaft mit ſeinen gehabten Abentheuern, ſprach viel von all' den Ländern, die er durchreiſet war, und gab beyläufig in einem Diſpüt mit Meyenberg zu vernehmen, daß er nichts von alle dem gehört und geſehen habe, weswegen es der Mühe verlohnt, Frankreich, Italien und England zu bereiſen. Er wollte gegen Meyenberg beweiſen, daß die Engländer und Deutſchen in Vergleichung mit den Franzoſen in Cultur und

Auf-

Aufklärung noch sehr weit zurück wären: — weil keine von diesen beyden Nationen in der französischen Sprache so fertig wäre, als die gebohrnen Franzosen, weil Beyde noch keinen Voltaire aufzuweisen hätten, weil der Pöbel in Deutschland und noch mehr in England — worunter er Alles rechnete, was nicht von Adel war — keinen Respect vor Standespersonen hätte, und Meyenberg konnte sich nicht enthalten, seine vornehme Dummheit so fein aber doch auch so sichtbar wie möglich darzustellen. Aemilie hatte während dieses Gesprächs Gelegenheit und Muße, Vergleichungen anzustellen, welche nicht wenig jene Antipathie vermehren halfen, die sie gleich anfangs gegen den Freyherrn gefühlt hatte. Die Tafel wurde itzt aufgehoben; der Herr Baron bat um Erlaubniß, in Gesellschaft des Hn. Hauptmanns eine Spazierfahrt machen zu dürfen, und empfahl sich Aemilien in sehr bedeutenden Ausdrücken. Aemilie wechselte in einer Minute zweymal die Farbe; sie merkte, daß itzt ihre entscheidende Stunde da sey, und war im Nachdenken darüber so sehr vertieft, daß sie beynahe heute zum erstenmale ihre Clavierstunde vergessen hätte. Der Schlag drey weckte sie aus ihrem Traume; sie suchte mit einem angehauchten Tuche jede Spur

von Thränen aus ihren Augen zu verwiſchen, und ging dann auf Meyenbergs Zimmer. — Hier fiel die Scene vor, welche wir bereits unſeren geneigten Leſern oben erzählt haben, und welche dieſelben nach Belieben hier wieder nachleſen können.

Der Freyherr von Bönni wollte, wie er ſagte, die Mode ſich zu verheyrathen auch mitmachen, und ſah ſich itzt wirklich nach einer Gattinn um. Er hörte viel von Aemiliens Schönheit und von ihrem guten Charakter. Das letzte ging ihn nun zwar nichts an, aber das erſte war deſto mehr Reiz für ihn, ſie zu ſehen. — Er ſah ſie, und fand Alles vollkommen beſtätiget, was der Ruf von ihr geſagt hatte. Das franzöſirte Männchen ließ ſichs daher wirklich einfallen, um ſie anzuhalten; allein der Hauptmann hatte zum guten Glück noch andre Urſachen, warum er ihm Aemilien nicht zuſagen konnte. Er erhielt alſo gleich nach ſeinem Antrage eine runde deutſche abſchlägliche Antwort, und reiſete des andern Tages früh mit ſichtlichem Unwillen fort.

Der Sturm von auſſen war alſo nun vorüber; aber der Sturm im Herzen unſerer Lie-

ben-

benden ſchien von itzt an mit verdoppeltem Ungeſtüm hervorzubrechen.

Es iſt ſchrecklich — ſagte Meyenberg oft, wenn er einſam auf ſeinem Zimmer ſein Schickſal überdachte — lieben, — zu wiſſen, daß man wieder geliebt wird — denn gewiß ſie liebt mich, oder es gibt keine Beweiſe von Liebe — und doch nicht hoffen dürfen! O unſeliger Unterſchied der Stände, wie viel Glückſeligkeit iſt dir nicht ſchon geopfert, und wie viel wird dir in Zukunft nicht geopfert werden! — wäre Aemilie die Tochter eines Bürgers, noch ſo vornehm noch ſo reich, ich dürfte hoffen, einſt durch unermüdeten Fleiß, und durch Gelehrſamkeit ihr gleich zu werden; aber ſie iſt — Fräulein! Dies eine Wort ſchlägt meine glühendſten Wünſche darnieder und läßt mir auch nicht einmal den Schatten von Hoffnung. Iſt es alſo nicht Thorheit, unter dieſen Umſtänden noch an ſie zu denken? iſt es nicht Raſerey, dies unglückliche Feuer durch den Gedanken an ſie zu unterhalten und zu vermehren? Sie iſt Fräulein, das denke, und mit dieſem Gedanken zerreiß die Bande der unglücklichen Liebe. — Aber Aemilie!! gutes großes himmliſches Mädchen! Dich ſehen und Dich lieben, war das Werk eines Augenblicks, Dich lieben, und aufhören Dich zu

lieben, wäre der gröſseste Widerſpruch. — Nein es iſt ſchon unausſprechliche Wohlluſt, Dich nur minutenlang zu ſehen; ein Blick aus Deinen blauen Augen ſtrahlt Leben und Seligkeit in meine erſchlaffte Seele, ein Wort aus deinem ſüſsen Munde ſcheucht jeden Kummer aus meinem Herzen; daſs ich ohne Hoffnung liebe — ſelbſt dies quälende Gefühl vergeſſ' ich an deiner Seite — o Aemilie, was iſt aus mir geworden, und was ſoll aus mir werden!"

Das Ende eines ſolchen Monologs war gewöhnlich ein Kuſs auf eine himmelblaue Bandſchleife, die er Aemilien einſt im Scherz entwendet hatte, und die er itzt als das gröſste Heiligthum aufbewahrte; oder — daſs er ſich ans Clavier ſetzte und ſeine Empfindungen bald im ſanften ſchmelzenden Adagio bald im wilden rauſchenden Allegro ausſtrömen lieſs, oder daſs er ans Fenſter trat, um Aemilien im Garten zu ſehen, und wenn ſie nicht da war, ſich ihr Bild mit ſeiner geſchäftigen Einbildungskraft hinzuzaubern.

Freundinn Aemilie war nicht ſo ſehr aufgelegt, Selbſtgeſpräche zu halten, ob ſie gleich die nämlichen Urſachen dazu hatte. Sie ſah es gern, wenn irgend eine theilnehmende Seele ih-

ren Kummer merkte, und ſich darüber mit ihr unterhielt. Und eine ſolche theilnehmende Seele war ihre Cammerjungfer, ein gutherziges, munteres, unternehmendes, oft etwas unbeſonnenes Mädchen von achtzehn Jahren. Sie beſaß zwar wenig Erfahrung, aber ſie liebte itzt ſelbſt und wurde geliebt. Es konnte daher nicht fehlen, ſie mußte bald die Entdeckung machen, daß in dem Herzen ihres Fräulein etwas Aehnliches vorgehe. Es währte auch nicht lange, ſo bemerkte ſie, daß Fräulein Aemilie roth wurde, wenn man unverhofft den Namen Wieyenberg nannte, und nun wußte ſie, was ſie wiſſen wollte. Mit dem bloßen Wiſſen war ſie aber durchaus noch nicht zufrieden. Sie wünſchte ihrer Gebieterinn ſelbſt das Geſtändniß ihrer Liebe abzulocken, um ſo mehr, da ſie kein Bedenken getragen hatte, ihre ganze vor jedem Andern geheim gehaltene Liebesgeſchichte dem Fräulein zu entdecken. Sie kannte ihr Fräulein von allen Seiten, es konnte ihr daher auch nicht ſchwer werden, den ſicherſten, und näheſten Weg zu ihrem Herzen zu finden. Eines Morgens früh kam ſie mit dem Entſchluß, einen Verſuch zu wagen, in das Schlafzimmer des Fräuleins; während des Ankleidens wußte ſie künſtling genug — doch wir wollen ſie ſelbſt reden laſſen!

„Wer-

„Werden gnädiges Fräulein künftigen Sonntag Nachmittag in die Kirche gehen?“

Warum Hannchen?

„Herr Meyenberg prediget.“

So? ich zweifele wol, ob ich hineingehen werde, denn wenn ich Dir — aufrichtig zu reden — den wahren Grund und — Du verſtehſt mich — die wahre Beſchaffenheit, warum ich nicht hineingehe, ſagen ſoll; ſo — kann ich Dich verſichern, daß — ich überhaupt — und gewöhnlich — des Nachmittages nicht gern in die Kirche gehe. —

Ein glühendes Roth überzog ihr ganzes Geſicht, und Hannchen wollte ſich die Zunge durchbeißen — Aemilie wollte ihre Verwirrung verbergen und fuhr fort:

Wenn ich nicht meiner Mutter zu Gefallen zuweilen hineinginge, welche der Meynung iſt, daß es unſere Schuldigkeit ſey, unſerer Gemeinde mit guten Beyſpielen vorzugehen — ich glaube, ich käme des Nachmittags gar nicht hinein. —

„Ja, wenn Herr Meyenberg prediget, ſo verlohnt ſichs wol der Mühe, daß man hinein gehet, denn ſo etwas hört man hier ſelten.“

Das

Das könnte ich doch aber nicht ſagen, daß er ſo vorzüglich gut predigte!

„Vorzüglich gut? — gnädiges Fräulein — mich dünkt, er predigt ſo vortrefflich, daß ich mich nicht entſinnen kann, je einen Prediger gehört zu haben, der mir beſſer gefallen hätte.“ —

Hoho — Haunchen, das will viel ſagen!“

„Ja ich wüßte doch nicht, was ich an ſeinen Predigten tadeln könnte, als etwa, daß er zuweilen ins Concept ſieht.“

Gerade das würde ich nun nicht an ihm tadeln, denn das beweiſet, daß er nicht ſalbadert, ſondern daß er ſtudiret hat, und wenn es darauf ankommt, ſo will ich doch lieber eine gute Predigt verleſen hören, als eine ſchlechte gut herdeclamiren ſehen.

„Aber wie gefällt Ihnen ſeine Declamation? läßt er nicht oft ſeine Hände ein wenig zu lange ruhen?“

Er ſteht auf der Canzel, wo ſich das viele Herumvagiren mit den Händen gar nicht ſchickt; auf der Schaubühne da mag ſich das eher gut ausnehmen. Mein Vater ſagte noch neulich, als Herr ** hier predigte: Man ſieht, daß er den Schauſpieler Reineke, den er in Leipzig ge-

geſchen hat, copiren will; aber das muß ihm hier auf der Kanzel nothwendig verunglücken.

„Aber ſollte ſeine Stimme nicht für unſere kleine Kirche zu ſtark ſeyn?“

Das wüßt ich nun eben nicht.

„Aber es kömmt mir oft vor, als ob er den Mund zu weit öffnete, wenn er recht pathetiſch declamiren will.“

Warum nicht gar? Ich weiß überhaupt nicht, wozu Du alle Kleinigkeiten hervorſuchſt, um ſeine Canzelgaben zu bekritikakeln — zumal, da Du ihn vorhin über die Maaßen lobprieſeſt. —

„Ich werde ihm gelegentlich zu verſtehen geben, welche eine warme Vertheidigerinn er an meinem gnädigen Fräulein gefunden hat.“

Was willſt Du? das unterſtehe Dich — ich will ſeine warme Lobrednerinn gar nicht ſeyn; aber es iſt Schuldigkeit, ihn gegen übermäßiges Lob ſo wie gegen unrechtmäßigen Tadel zu vertheidigen. — Und überhaupt, was geht uns itzt der Hofmeiſter an? von etwas anderen! —

„Apropos, haben ſie die neue Ausgabe von Anton Walle Bagatellen ſchon geſehen?“

Nein,

Nein, haſt Du ſie?

„Ich habe ſie dieſen Morgen ſchon zurück gegeben.“

Wem?

„Herrn Meyenberg. —

Wieder Herr Meyenberg? allemal uns dritte Wort den Hofmeiſter im Munde! — was ſoll der?

Sie erſchrack nicht wenig, als es heraus war, und ärgerte ſich über ihre Unbeſonnenheit, als das ſchelmiſche Mädchen ihr geheimnißvoll ins Geſicht ſahe, und ſich des Lachens nicht enthalten konnte. Indeß bedachte ſie bald darauf, daß dies unwillkührliche Verrathen doch auch wol ſeinen Nutzen haben könne. Nur war ſie noch ungewiß, ob es klüger ſey, Alles zu beichten, und das Mädchen, auf deſſen Treue und Verſchwiegenheit ſie ſich verlaſſen zu können glaubte, ganz zu ſeiner Vertrauten zu machen, oder ob es beſſer ſey, vor der Hand es bey der bloßen Muthmaßung bewenden zu laſſen. Sie beſchloß das letzte und that das erſte wie es immer zu gehen pflegt, wenn man keinem Menſchen etwas anvertrauen will, was doch die ganze Welt, wenn es ihr darum zu thun wäre, errathen

then könnte. Es währte nicht lange, so gestand das Fräulein, daß ihr der schöne Hofmeister nicht gleichgültig sey, und da nur erst dieser Riegel von der Thür ihrer Geheimnisse vorgeschroben war, so war fortan keine Kleinigkeit mehr so geringfügig, Hannchen erfuhr sie. Nun wurden Plane entworfen, Ausforschungen veranstaltet, und weder das achtzehnjährige Fräulein, nach ihr achtzehnjähriges Zöpfchen dachten daran, daß sie sehr unbesonnen handelten. Aber lieben ist nun einmal — lieben, und es ist ein Vorrecht der Liebenden, ohne daß man's ihnen übel nimmt, unbesonnen handeln zu dürfen.

Ein groſser Theil unserer Leser kennt ohne Zweifel jenen merkwürdigen Ausspruch eines morgenländischen Philosophen: daß man das Vergnügen einer schönen Gegend nur halb genieſsen würde, wenn man nicht zu jemanden sagen könnte: Diese Gegend ist schön! Es ist zuverlässig gewiß, daß dieser Ausdruck in seinem weitesten Sinne genommen, und auf jeden veränderten Zustand unseres Herzens, selbst auf die Freuden der Liebe angewandt, Wahrheit ist, und daß der Mann, der diese Bemerkung zuerst machte, der nun freylich unsere neuern Romane

nicht

nicht geleſen hatte und alſo wol an jene Seelig-keiten der Liebenden, die ſich einander Alles Alles ſind, nicht glaubte, daß dieſer Mann doch, ſage ich, ein ſehr groſſer Menſchenkenner ſeyn mußte. Es iſt wol möglich, daß man ſichs im Rauſch der Liebe einander ſagen kann, daß man ſich um die ganze übrige Welt nicht mehr bekümmere, und daß man alle Seligkeiten in ſeine Bruſt verſchließen könne, aber es iſt nicht möglich, daß man das in die Länge aushalten kann und ich will es allen Liebenden, die mir nicht glauben wollen, ins Geſicht ſagen, daß ſie ſelbſt im Grunde ihres Herzens doch gerne ſehen würden, wenn irgend ein Dritter, von welchem ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Störung in ihren Glückſeligkeiten zu fürchten haben, dieſe Glückſeligkeit erriethe, und ſollte dieſer Dritte in Ermanglung eines tauglichern Subjects, auch nur ein — Cammermädchen ſeyn.

So ging es unſerer Aemilie. Sie war zwar der Meynung, da ſie ſichs nun endlich nach langem Kampf geſtanden hatte, daß ſie liebe, — ſie war — ſage ich — entſchloſſen, das Geheimniß keiner Menſchenſeele anzuvertrauen, aber ſie würde nichts weniger als den ſchweren Kampf gegen die menſchliche Natur unternommen haben,

wenn es wirklich ihr Ernſt geweſen wäre, ihr Geheimniß: Ich liebe den ſchönen Hofmeiſter und der ſchöne Hofmeiſter liebt mich; vor der ganzen Welt zu verbergen. Wie konnte ſie über ihre Sprache, Gebehrden, Mienen, Augen und wer weiß worüber noch alles mehr? ſo weit Herr ſeyn, um ſich auch nicht einmal in der allerunmerklichſten Bewegung zu verrathen? Gewiß, es iſt das Natürlichſte, was geſchehen konnte, daß ſie ſich gegen ein Mädchen, das faſt immer bey ihr war und von dem ſie ſo oft in unvorbereiteten Situationen überraſcht wurde, nicht lange halten konnte, und daß ſie ſich von dieſem ſchlauen Geſchöpf ihr ganzes Geheimniß bald ablocken ließ.

Aber was Aemilie wol eigentlich denken mußte, daß ſie ſich itzt ſo unbefangen und ſorglos einer Neigung überließ, die ſie ſich kaum erſt zu geſtehen gewagt hatte, und von welcher ſie nicht den mindeſten glücklichen Erfolg erwarten konnte — das weiß Schreiber dieſes ſo wenig, als es Leſer dieſes wiſſen werden. Wollte ſie vielleicht die ganze Sache nur à la Mode als gewöhnliche Altags-Pläſanterie treiben, um in das einförmige und langweilige Landleben einige Veränderung zu bringen? oder ſah ſie vielleicht auf einem uns unbekannten Wege irgend eine

Mög-

Möglichkeit, mit ihrem Liebhaber zu einer ernſthaften Verbindung zu gelangen? oder dachte ſie vielleicht itzt gar nicht auf die Zukunft und überließ ſich mit ihrem jugendlichen Leichtſinn dieſer Neigung nur darum, weil es ihr angenehm dünkte? Wir geſtehen es, wir mögen von dieſen dreyen möglichen Fällen annehmen welchen wir wollen, ſo ſcheinet er mit ihrer geäußerten Denkungsart in Widerſpruch zu ſtehen. Und doch, da wir nun einmal, wir mögen uns drehen und wenden wie wir wollen, die Sache ſelbſt nicht leugnen können, wünſchten wir ſo gern die geheimſten Triebfedern ihrer Handlungen unſern Leſern aufdecken zu können, und wenn wir ſie in den geheimſten Falten ihres Herzens aufſuchen ſollten. Aber wer ſieht nicht ein, daß dies ein Unternehmen ſeyn würde, welches zwar nicht die Kräfte eines Verfaſſers, der die Moralphiloſophie geachtet hat, aber gewiß alle andere menſchliche Kräfte weit überſteigt. Wir können daher weiter nichts thun, als daß wir unſere Geſchichte ſo treu wie möglich fort erzählen, und in Geduld erwarten, ob ſich vielleicht in den folgenden Unternehmungen unſerer Freundinn **Aemilie** der Schlüſſel zu dieſem Geheimniſſe findet.

Meyenberg gab sich, wie er glaubte, alle mögliche Mühe, eine Leidenschaft zu besiegen, von welcher er voraus sahe, daß sie ihn nothwendig unglücklich machen würde. Aber es ging ihm, wie weiland Herkules, als er mit dem lernäischen Ungeheuer kämpfte: an der Stelle jedes abgehauenen Kopfes wuchsen immer zwey neue. Mit jedem Versuche, seine unglückliche Leidenschaft zu unterdrücken, mußte er die verdoppelte Stärke derselben fühlen. Immer entwickelte sich ihm ein neuer Vorzug an Aemilien, und immer fand er also eine neue Ursache, sie — zu lieben. Hätte er die Methode seines Ahnherrn befolgt, der sein widerkämpfendes Ungethüm mit einemmale unter dem Arme erdrückte, das heißt, hätte Meyenberg auf Einmal durch die lebhafte Vorstellung: daß Fräulein Aemilie ohnmöglich jemals sein werden könne, seine Leidenschaft unterdrückt, so ist kein Zweifel, es müßte ihm so gut, wie Jenem geglückt seyn. Aber man weiß es schon, wie weit bedenklicher und gefährlicher als alle Befehdungen, wo körperliche Stärke entscheidet, die Kriege des Herzens mit der Vernunft sind. Er konnte sichs nicht versagen, immer noch auf eine von den hunderttausend Möglichkeiten zu rechnen, durch welche er doch noch zu Aemiliens Besitz gelangen

gen könnte, und ſo iſt es anſchaulich genug, daß es ihm niemals voller Ernſt mit der Beſiegung ſeiner Leidenſchaft ſeyn konnte, ob er ſich gleich alle Tage damit tröſtete, daß er alles Mögliche verſucht habe.

So ging die Sache eine Weile fort, und in beyder Herzen loderte unterdeß die Flamme der Liebe hoch auf. Sie merkten ihre gegenſeitigen Empfindungen und kamen ſich alle Tage näher. Aemilie gewöhnte ſich nach und nach, Meyenberg ihren beßten Freund zu nennen; er ſie ſeine beßte Freundinn: aber nie hatten ſie das Wort Liebe hören laſſen, und zu einer Erklärung war es bisher auch noch nicht gekommen. Aber ſo etwas kommt zuweilen, eh' man ſichs verſieht.

In einem der innerſten Winkel des Schloßgartens, wohin ſich ſelten der Fuß eines Spazierganges verlor, hatte ſich Aemilie ſeit langer Zeit ein eigenes Plätzchen erleſen und blos nach ihrem Geſchmack bearbeiten laſſen. Alle ſeltnen Staunen, Blumen und Kräuter, die ſie nur irgendwo in ihrer Nachbarſchaft hatte auftreiben können, blüheten hier von ihren Händen gepflanzt und genährt in friedlicher Eintracht neben einander, Man nennte dieſe Gegend ſchlecht-

weg die Einöde, so wild und romantisch wuchsen und schlängelten sich hier die verschiedenen Gesträuche durch einander. Das Merkwürdigste und Anziehendste für Aemilien war aber eine Laube aus den duftigsten Sträuchen gewebt, so düster und dicht, daß selten ein Sonnenstrahl und noch seltner ein Regentropfen sich durchzustehlen vermogte. Hier in dieser traulichen Laubhülle, wozu die ersten Stämme gerade in dem Jahre gesetzt waren, im welchem Aemilie gebohren wurde, pflegte sie im Sommer gewöhnlich den größten Theil des Nachmittages mit einem Buche und ihrem Strickzeuge einsam zuzubringen. Ja es war so gar nichts Ungewöhnliches, daß sie in mancher heitern mondhellen Sommernacht ihr Schlafzimmer verließ, im Garten auf und nieder wandelte, sich denn in ihre Einöde setzte und — an Meyenberg dachte.

An einem dieser Abende, den Aemilie in der Einöde zubrachte, saß Meyenberg auf seiner Stube am offnen Fenster und dachte an Aemilien. Er sah schwermüthig über eine weite Landebene die sprühenden Feuerfunken an, welche in einiger Entfernung aus dem Glühofen einer Eisenhütte aufflogen, und bließ den Rauch von seiner Pfeife langsam in die ruhige Luft.

Der

Der Abend war ſo ſchön; das Gewühl des Tages hatte ſich verloren, ſelbſt der letzte Silberton vom Abendliede der Nachtigall war verhall't, kaum erinnerte noch das Bellen eines einzelnen Hundes und der dumpfe Schlag des Eiſenhammers, daß nicht die ganze Welt in Schlummer und Unthätigkeit geſunken ſey. In Meyenbergs Augen kam kein Schlaf. Er ſchlich leiſe die Hintertreppe in den Garten hinab, und ging unter den Kaſtanienbäumen auf und nieder. Er war unvermerkt in ein tiefes Nachſinnen über ſeine bedenkliche Lage gekommen, und fand ſich, als er die Augen aufſchlug, nahe bey der Einöde, ohne daß er wuſte, wie er dahin gekommen war. Er hatte gewiß nicht die entfernteſte Vermuthung, Aemilien hier zu finden; aber er fühlte auf einmal ein inniges Verlangen, in die Laube zu gehen, wo ſie, die liebe Schwärmerinn, wie er ſehr wol wußte, ſo manche einſame Stunde zu weilen pflegte. Er hatte den Gedanken hinein zu gehen noch nicht ausgedacht, als er ſchon wirklich im Eingang der Laube ſtand. Aber wer kann ſich ſein plötzliches Erſchrecken vorſtellen, als er gegen ſich über auf der Moosbank etwas Weißes erblickte, das er beym zweiten Blick ſogleich als Freundinn Aemilie erkannte. Ein plötzliches „Ach Gott!“ war Alles was

er hervorbringen und was ihm die eben ſo unerwartet überraſchte Aemilie in der nämlichen Secunde nachſagen konnte. Sie ſaß da im weiſſen Reithabite nachläſſig auf die Raſenbank hingegoſſen, mit untergeſchlagenen Händen und ſahe den Mond hinter einem fernen Tannenwald hervorkommen, während der Abendwind mit ihren blonden Haaren ſpielte, und muthwillig die reizenden Ringellocken an ihrem Buſen wiegte. Er wollte ehrfurchtsvoll zurück gehen; aber Aemilie ſtand auf, und bat ihn freundlich, hineinzukommen. Er ſtotterte etwas von Entſchuldigung ſeiner Freyheit von der großen Unwahrſcheinlichkeit, ſie um dieſe Zeit hier zu finden, hervor, und was dergleichen mehr war, und hatte unterdeſſen an ihrer Seite Platz genommen.

Itzt ſaßen ſie ſtillſchweigend neben einander und ſannen auf Stoff zu ihrer Unterhaltung. Aber ob ſie ſich gleich einander Viel zu ſagen hatten, ſo wußten doch Beyde nicht, wo ſie anfangen ſollten. Endlich ergriff Aemilie das Wort, und erzählte ihm, wie ſie ſich zu dieſer ungewöhnlichen Stunde hierher verlaufen habe, und ſagte, daß ſie überhaupt die ſchönen Abende gern in der freyen Luft zu genießen pflege. Meyenberg fand das ſehr ſchön, ſchien aber

itzt

itzt nicht zum Sprechen, ſondern nur zum Sehen und Empfinden da zu ſeyn.

Der Abend war wie geſagt, wirklich ſehr ſchön, und ſchien auch zu verliebten Abendtheuern recht gemacht zu ſeyn. Der Vollmond war indeß hinter den Bergen hervorgekommen, und ſtralte itzt in der Mitte von tauſend glimmernden Sternen auf die ruhende Erde herab; die Luft war heiter und ein leiſer Weſtwind ſpielte mit Blumen, Blättern und mit einer himmelblauen Bandſchleife, die am weißen Gewande des Fräuleins nachläſſig herumflatterte. Hollunder und Nachtviolen goſſen ein Meer von Wohlgerüchen um die einſame Laube, und Alles ſchien in feyerlicher Stille den Zeitpunct zu erwarten, wo das ſüße Geſtändniß: „Ich liebe dich“ zwey für einander geſchaffene Herzen auf ewig vereinigen ſollte.

Aemilie ſeufzte, und Meyenberg wagte es, noch immer ſtillſchweigend, ihre weiße Hand an ſein klopfendes Herz zu ſchmiegen, und ein ſanfter Händedruck ſagte ihm, daß man ihn verſtehe. Er wagte es aufzublicken und ſah in ihr ſchwimmendes Auge. Itzt vermogte er den Ungeſtüm ſeiner Empfindungen nicht länger zu-

rück zu halten. Er warf ſich zu ihren Füſſen, und ſtammelte, was ihm die glühendſte Leidenſchaft eingab.

„O Gott — Aemilie, ſo wäre denn endlich die heiß erflehte Stunde da, wo ich Ihnen ohne Zeugen ſagen könnte, was ſeit den erſten Augenblicken unſerer Bekanntſchaft mein Herz für ſie fühlte — ſo wäre.“

„„Um Gotteswillen — rief Aemilie — was machen Sie Meyenberg! wir ſind verloren, wenn uns jemand überraſcht. — Stehen ſie auf, oder ich muß ſie ſogleich verlaſſen!“ “

Er gehorchte ihrem Befehl, ſtand auf, warf ſich an ſeine vorige Stelle, ſagte kein Wort, aber in ſeinen Augen zitterten große Thränen.

„„Armer Freund, ſagte das Fräulein, als ſie wieder zu Athem gekommen war — wohin führt Sie ihre unglückliche Leidenſchaft! — Sie dachten itzt wol nicht an die große unüberſteigliche Scheidewand, die uns auf ewig von einander entfernen muß?“ “

„Ob ich daran dachte? o der unſelige Gedanke — er iſt mein ewiger Gefährte, er quält mich wachend und träumend — Gott, was habe

habe ich um Sie gelitten, Aemilie — aber Wer könnte in Augenblicken wie dieſe wol daran denken!“ —

„„Sie haben Recht Meyenberg — mein iſt die Schuld; ich hätte meine Pflicht bedenken ſollen.““ —

„Was hätte Ihnen das geholfen? Endlich würde ſich doch einmal eine Zeit gefunden haben, wo ich Ihnen ohne Zeugen die Gefühle meines Herzens hätte entdecken können, und ſollte“ —

„Aber unglücklicher Jüngling, was hilft Ihnen das? ſoll ich Sie wieder an den Unterſchied unſers Standes erinnern?“ “

„Es iſt wahr — Aemilie — ich hätte freylich wiſſen ſollen, daß man die glühendſte Leidenſchaft durch kalte Philoſophie wegräſonniren kann, und ich habe würklich ſehr gefehlt, daß ich mir nicht durch Vernunftſchlüſſe bewieſen habe, wie unrecht man handelt, wenn man Aemilien ſieht, und in dem Augenblick fühlt, daß man zu lieben anfängt.“ —

„„Meyenberg, verdiene ich das?“ “ rief Aemilie und rang die Hände — „„ich Unglückliche! — Ich bin wol Schuld, daß jenes unſelige Vorurtheil uns auf ewig trennt!““

„Nein!

„Nein! das sind Sie nicht! — sagte Meyenberg wehmüthig — und ich that Ihnen zuviel. Sie nannten ja selbst diese Scheidewand unglücklich — was will ich mehr? Kann ich das unbiegsame Schicksal zwingen? o es ist schon ein süßer Trost, daß Sie das Verhältniß unselig nennen.“ .

„ „Um Gotteswillen, Meyenberg, lassen sie mich! und dringen sie nicht weiter — wir sind auf immer getrennt!“ “

„Grausames — hämisches Schicksal! auch nicht einmal den Satten von Hoffnung mir zu gönnen! ich ward zum Unglück geboren — du zeigtest mir die höchste Seligkeit des Lebens nur, um sie mir auf ewig zu entreissen, und mich mein Leid hundertfach verdoppelt fühlen zu lassen!“

„ „Unbesonnener, wie kommen Sie zu der Verwegenheit, die weise Vorsehung zu lästern — — ach! — bin ich nicht eben so unglücklich!“ “

„O Fräulein! sagen Sie mir das noch einmal, daß ich ihr Mitleiden habe; sagen sie mir, daß ich unter andern Verhältnissen Ihnen theuer seyn würde. Holdes, liebevolles Mädchen, sagen Sie mir nur mit einem Worte, daß Sie mich lieben — und ich schwöre Ihnen, ich will ruhig seyn. Kein Wort, kein Blick, keine Miene soll

Sie

e in Zukunft beunruhigen. Im Innerſten
ines Herzens ſoll dies Geheimniß ſterben.
andhaft will ich mein Unglück dulden, und
nn mir meine Bürde zu ſchwer wird, dann
mich der Gedanke tröſten: Sie wären mein,
nn dieſer unſelige Unterſchied der Stände nicht
re — wenn dies erſchreckliche Vorurtheil uns
ot trennte: — Aber wenn einſt dieſe Schei-
vand niedergeriſſen iſt, wenn einſt die Schup-
des Vorurtheils vom Auge der Menſchen
efallen ſind — dort, in jener beſſern Welt,
alle jene unſeligen Verhältniſſe aufhören, wo
e Armſeligkeiten der Geburt und des Stan,
nicht mehr Herzen von Herzen trennen wer-
, dann ſind Sie mein auf immer! ja Ae-
lie! — dann biſt Du mein für Ewigkeiten.
s dahin will ich harren und dulden.

Er konnte den Sturm ſo viel verſchiedener
nder entgegen kämpfender Empfindungen
ot aushalten. Er ſtürzte zu ihrem Füßen,
ckte ihre Hand an ſein Herz, flog aus der
be, tobte noch eine Weile im Garten umher,
wurde erſt gegen drey Uhr des Morgens,
ihn ein fürchterliches Gewitter auf ſeine
be trieb, in ſo weit ruhig, daß er ſich zu
te legen, aber freylich nicht ſchlafen konnte.

Er

Er ließ ſich krank melden und kam in drey Tagen nicht von ſeinem Zimmer.

Aemilien ging es nicht viel beſſer. Sie verſuchte es zwar, nachdem ſie in ihr Schlafzimmer gegangen war, ſich ins Bett zu legen, aber man kann ſich vorſtellen, daß ſie kein Auge zuthun konnte. Hannchen wurde geweckt, und das Abendtheuer in der Einöde vom Anfang bis zum Ende erzählt. Hannchen verſuchte, ihr Fräulein zu beruhigen, und da das nicht gehen wollte, weinten ſie mit einander.

Itzt erſt ſahen die beyden unerfahrnen Mädchen ihre Unbeſonnenheit ein, und geſtanden ſichs offenherzig, daß ſie die Sache vom Anfang an viel zu leichtſinnig betrieben hatten. Aemilie hätte itzt freylich Viel darum gegeben, wenn ſie den ſchönen Hofmeiſter niemals geſehen, wenn er ihr niemals gefallen, und wenn ſie ſich niemals erlaubt hätte, mit Wohlgefallen an ihn zu denken. Hannchen machte die tiefſinnige Bemerkung, daß geſchehene Dinge nun einmal geſchehen wären, und durch nichts in der Welt wieder ungeſchehen gemacht werden könnten; und Aemilie nahm ſich vor, was ſie freylich ſchon einigemal mit ſchlechtem Erfolg gethan hatte: den Hofmeiſter zu vergeſſen, es mögte auch koſten

was

was es wolle. Hannchen warf die Frage auf, ob es nicht wohlgethan seyn werde, dem Hofmeister diesen Entschluß durch ein Billet bekannt zu machen, daß man sich im Ernst vorgenommen habe, ihn zu vergessen, und daß man sich von seiner Billigkeit dasselbe versehe. Der Vorschlag wurde gebilliget. Aemilie schrieb, und Hannchen übernahm, die Besorgung des Billets, das folgenden Inhalt hatte:

„Ich will einmal dem Vorurtheil Trotz bieten, und an Sie schreiben, weil ich Sie kenne, und also bey Ihnen nichts Nachtheiliges von diesem Schritte zu befürchten habe. Unsere gegenseitigen Verhältnisse erfordern es und machen es mir itzt sogar zur dringenden Pflicht, offenherzig zu reden. Ich würde ihrer Freundschaft nicht werth seyn, wenn ich mich gegen Sie verstellen wollte."

„Sie sind Mann, Sie sind Philosoph, Sie sind Christ — brauche ich Ihnen wol mehr zu sagen, um Schonung für mich zu erflehen? o gewiß nicht; es war nur ein unglücklicher Traum! Sie werden erwachen und einsehen, daß sie nur träumten."

„Ich läugne es nicht, ich ahnete schon lange das Aufblühen jener Leidenschaft in Ihrem

Herzen, die mich aus meiner glücklichen Ruhe aufgeſchreckt und ſie um jene frohe Heiterkeit gebracht hat, die bis dahin die Freude unſeres Hauſes ausmachte. Ich habe auch vielleicht darinn gefehlt, daß ich nicht früher das Meinige gethan habe, um Sie aus dieſem unſeligen Traume zu reiſſen. Vielleicht war bloß eine gewiſſe falſche Schaamhaftigkeit ſchuld daran. Aber ich fühle mich itzt ſtark genug, Ihnen frey und offenherzig zu ſagen, daß ich die Pflichten kenne, die ich meinen Aeltern, meiner Familie, meinem Vaterlande und ſelbſt meiner Nachkommenſchaft ſchuldig bin, und daß es in dieſer Welt, wie ich glauben muß, kein dauerhafteo Glück für mich geben kann, welches auf die Uebertretung dieſer heiligen Pflichten gegründet werden ſoll.“

„Sie ſind nach kalter Ueberlegung dieſer Grundſätze gewiß viel zu vernünftig und billig, als daß ſie nun noch auf die Beantwortung der Frage bringen ſollten, welche Sie mir geſtern Abend vorlegten, und um deren Beantwortung ſie ſo angelegentlich baten. Was ich für Sie empfand oder empfinde — armer Jüngling, was kann Ihnen daran gelegen ſeyn, das zu wiſſen? ich darf nichts für Sie empfinden, das bedenken Sie und Sie würden ungerecht ſeyn, wenn Sie mehr wiſſen wollten;“ „Was

„Was kann ich alſo weiter thun, als Sie auf das dringendſte, auf das freundſchaftlichſte zu bitten, um alles in der Welt willen ernſtlich an die Unterdrückung einer Leidenſchaft zu denken, die mich und Sie nothwendig unglücklich machen wird. Es wird von nun an unſere dringendſte Pflicht, Situationen wie die geſtrige, zu vermeiden. Muth — lieber Meyenberg, und es müßte nicht gut ſeyn, wenn wir nicht reüſſiren ſollten. Sie haben als Freund alles mögliche Recht auf mich, und ich hoffe, es ſoll mir in Zukunft nicht an Gelegenheiten fehlen, Ihnen zu zeigen, daß ich wirklich bin ihre Freundinn

Aemilie von Sonnenhelm.

Aus dieſem Briefe, der zu rechter Zeit eingehändigt, geleſen, becommentirt, erklärt und binnen einer halben Stunde ſchon auswendig gelernt war, konnte Meyenberg zweyerley ſehen: erſtlich: daß Aemilie ihn heftig liebe, und zweytens: daß ſie fühle, es ſey Unrecht, ihn zu lieben. Er hätte keine Augen haben müſſen, wenn er es dem ganzen Briefe nicht gleich angeſehen hätte, daß er ängſtlich zuſammenſtudirt war, daß das durchaus nicht die natürliche Sprache

des Herzens seyn könne, und daß ihn Aemilie zwar vergessen wolle aber nicht könne. Es war doch weiter kein Grund in dem ganzen Briefe zu finden, warum sie ihn nicht lieben könnte, als weil sie nicht sollte: aber er wußte aus eigener Erfahrung, daß das Herz oft gerade das am liebsten thut, was es nicht thun soll. Meyenberg war itzt würklich in einer Lage, die kaum sonderbarer hätte seyn können. Er hatte es Aemilien in der Einöde versprochen, nicht — sie zu vergessen, denn das schien ihm geradezu unmöglich, aber ihr doch in Zukunft weiter keine Unruhe zu machen, wenn sie ihm nur Einmal gestehen würde, daß sie ihn liebe. Dies hatte sie nun zwar nicht ausdrücklich gethan; aber konnte Meyenberg selbst aus diesem Billet etwas anders schließen, als daß sie ihn würklich liebe? Er hielt es also für Pflicht, sein Versprechen zu erfüllen. Aber wie das anzufangen sey, wie man es machen müsse, wenn man liebt, und seine Liebe verbergen will — das war nun wieder die große Frage, die er sich itzt nicht beantworten konnte, und deren Schwürigkeit er wol bey seinem übereilten Versprechen nicht bedacht hatte. Er sah also wol ein, daß hier kein Mittelweg seyn könne: entweder sie ganz vergessen, oder sie ewig lieben — Eins

mußte gewählt werden. Es gab Stunden, wo er ſich zu dem Erſten entſchloß, aber ein Blick in die hebräiſche Bibel, wo er nämlich Aemiliens Silhouette verſteckt hatte, warf ſeinen Entſchluß über den Hauffen. Es fiel ihm ein, daß man Aemilien nicht ſehen müſſe, wenn man ſie vergeſſen wollte; aber in dem Augenblick, da ihm das einfiel, ſtand er oft ſchon am Fenſter, und ſah in den Garten, wo Aemilie um dieſe Zeit zu ſpatzieren pflegte. „Es iſt leichter — pflegte er dann zu ſagen — etwas zu verſprechen als zu halten, und die Sache kann nicht ſo bleiben.“ Sie blieb auch nicht ſo, denn faſt mit jedem Tage gewann ſeine Liebe mehr an Heftigkeit und Stärke, und er gewöhnte ſich nach gerade ſchon an den Gedanken: ſeine Abſichten durchzuſetzen, es koſte, was es wolle.

Aber dieſer Gedanke konnte denn doch ſelten von langer Dauer ſeyn. Bald fiel ihm die Unmöglichkeit jemals ſeinen Endzweck erreichen zu können wieder ein, und dann war er wieder in jenen unglücklichen Mittelzuſtand zwiſchen Hoffnung und Furcht zurückgeworfen, der uns beynahe eben ſo unbehaglich deucht, als ſelbſt der ſchlimmſte Verluſt.

So verfloſſen wieder einige Wochen, und man weiß nicht, ob durch Zufall oder durch neu-

gierige Errathungsſucht oder gar durch unwillkührliche Veranlaſſung von Seiten Meyenbergs und Aemiliens — ihr Geheimniß anfing ruchtbar zu werden. Die Waſch- und Stubenmädchens winkten ſich mit den Augen, die Bedienten ſteckten die Köpfe zuſammen, und ſeit einiger Zeit brachte die alte einäugige Franzöſin immer das Kapittel von Meſallianzen bey Tiſche aufs Tapet, und fragte ſogar einigemal Meyenberg um ſeine Meinung über dieſen Punkt. Er merkte an den krauſen Falten, die auf der linken Seite ihrer beinernen Naſe ſich zuſammenzogen, die hämiſche Abſicht des Weibes, daß er ſich nämlich gegen Aemiliens Aeltern durch ſeine Verwirrung verrathen ſollte, recht wohl, und es fehlte in der That nicht viel, ſo hätte ſie ihre Abſicht erreicht. Er und Aemilie wurden einigemäl roth, und beyde hatten ihre Gegenwart des Geiſtes nöthig, um ſich nicht zu verrathen. Der Hauptmann, ſo wie die gnädige Frau ſchienen zwar nicht darauf zu achten, und ihr beyderſeitiges Betragen gegen Meyenberg blieb immer daſſelbe, aber doch war es ihm bedenklich, daß die ihm ſo angenehme Clavierſtunde unter dem Vorwande aufgehoben werden mußte, weil der Secretair keine andere Stunde frey hatte, in welcher er Aemilien im Zeichnen unterrichten konnte.

Das

Das alles gieng nun unſerm Hofmeiſter im Kopfe herum. Es war leicht voraus zu ſehen, daß man ſchon dafür ſorgen würde, daß der Hauptmann und ſeine Gemahlinn die wichtige Neuigkeit erführen, und denn — er nahm ſich ein Herz, wo er keins hatte, und dachte noch einmal ſo kalt und unbefangen wie möglich über die ganze Sache nach, und faßte denn endlich den feſten Entſchluß, den — wir unſern Leſern aus gewiſſen Urſachen nicht eher mittheilen wollen, bis er ihn ſeiner Vielgetreuen ſelbſt entdecken wird. Dies ſollte aber mündlich, und zwar nur unter vier Augen geſchehen. Er ſchrieb alſo an Aemilie, bat ſie um die letzte abendliche Zuſammenkunft in der Laube, und Aemilie ließ ſich in Rückſicht auf die Urſachen, die er ihr angab, bewegen, noch einmal, aber auch zum letztenmale, ihm ein tet à tet in der Einöde zu verwilligen.

Meyenberg gieng zur beſtimmten Zeit in die Laube, und harrte nicht lange, ſo kam ſie. Er bat ſie, neben ihm Platz zu nehmen, ſie ſetzte ſich ſtillſchweigend an ſeine rechte Seite. Beyde waren ſo verlegen, daß ſie ſich nicht einmal einander ins Geſicht ſehen konnten; Meyenberg quälte ſich eine volle Viertelſtunde mit der Auffindung irgend eines Gemeinplatzes, wenn es

uns erlaubt iſt, dies Wort, welches bereits Wielands Auctorität vor ſich hat, anſtatt des lateiniſchen locus communis zu gebrauchen, an welchen er den Faden der Unterredung hätte anknüpfen können, die ihn zur Hauptſache führen ſollte: aber er mogte ſich quälen, wie er wollte, er blieb in ſeiner Verlegenheit; Aemilie blieb es nicht minder. So giengen wieder einige Minuten hin, und die feyerliche Stille war noch immer nicht unterbrochen. Endlich gelang es doch dem Fräulein, etwas hervor zu bringen.

Ae. (mit einem erzwungenen Lächeln) Sie ſcheinen mir auch dieſen Abend für ein tet à tet viel zu ernſthaft.

M. Und habe ich nicht Urſache dazu? es iſt ja wol leyder das letztemal, daß ich das Glück habe, mit Ihnen ohne Zeugen ſprechen zu dürfen. —

Das war nicht der rechte Weg zur Einleitung einer Unterredung, die beyde Theile wünſchten; denn Aemilie wußte ſchlechterdings nicht, was ſie darauf antworten ſollte. Das letztemal — Glück — Unterredung ohne Zeugen — Daß er das eigentlich itzt nicht hätte ſagen ſollen, das war wol gewiß, aber ihm dieſen Mangel an

Dis-

Diskretion vorzuwerfen, zumal da sie überzeugt war, daß er wahre Gefühle seines Herzens sprach — das konnte Aemilie doch auch nicht. Auch ihr Witz, dieser sonst so treue Gefährte in jeder Verlegenheit, verließ das gute Fräulein ganz in dieser kritischen Lage. Sie sann und sann hin und her, um sich durch irgend einen launigen Einfall aus der Affäre zu ziehen, aber die launigen Einfälle machen es oft gerade so, wie die Gespenster; wenn man sie haben will, sind sie nicht da. Für diesen Abend war Aemiliens sonst so reichliches Füllhorn von guter Laune verstopft, und sie sahe endlich wol ein, daß hier nichts weiter zu thun sey, als was sie bereits gethan hatte, — gar nichts zu antworten. Um doch aber den Endzweck dieser Zusammenkunft nicht ganz zu verfehlen, griff sie das Ding von einer andern Seite an, ließ die Vortheile einer schicklichen Einleitung zur Seite liegen, und ging geradesweges auf die Hauptsache los.

Ae. Darf ich fragen, wozu Sie sich nun entschlossen haben?

M. Daß ich in 24 Stunden nicht mehr in Sonnenhelm bin.

Ae. (erschrocken) Meyenberg! Meyenberg! wozu wird ihr Hitzkopf Sie noch verlei-

ten? Dies wäre nun doch gerade das Unbesonnenste, was Sie thun könnten.

M. Das kann seyn, aber kann ich anders um meinet-, und um Ihrentwillen? O wie oft habe ich den Versuch gemacht, meine Leidenschaft zu besiegen, die an der Blüte meines Lebens nagt, wie habe ich gerungen und gekämpft! Aber es ist vorbey, meine Standhaftigkeit ist auf immer dahin, und alle meine Kräfte sind erschöpft. Ich fühle itzt, daß ich etwas Unmögliches unternahm. O Fräulein! — er ergriff mit Wärme ihre Hand — was ich litt, das litt nie ein Unglücklicher, der ohne Hoffnung liebte: Jeden meiner festesten Entschlüsse, die Frucht so mancher heiß durchkämpften Nacht vernichtete ein mitleidiger Blick aus Ihrem Auge, verwehrte ein theilnehmendes Wort aus Ihrem Munde! müßte ich nicht mehr als Mensch seyn, wenn ich mir noch immer Kräfte zutrauen wollte, gegen die glühendste aller Empfindungen noch länger auszuhalten? Jeder Augenblick, in dem ich Sie sehe und mit Ihnen spreche, sagt mir, daß ich das unglücklichste Geschöpf in dieser weiten Welt bin. Ich klage nicht über Sie, ich weine über mein unglückliches Schicksal. Ich kenne Ihre Pflichten gegen Aeltern, Familie und

Vaterland, und ſie ſind mir heilig, ob ſie gleich die Quellen meines Elends ſind. Sie können aber nicht verlangen, daß ich mich hier vor Ihren Augen in hoffnungsloſer Liebe verzehren ſoll. Ich muß fort. Ich will auswärts in Geſchäften, die mich zerſtreuen, dieſe Liebe zu unterdrücken ſuchen, denn ſie zu erſticken, das würde mir in der fernſten Weltgegend unmöglich, das würde auf Nova Zembla ſo gut wie in Sonnenhelm vergebliche Arbeit ſeyn. Aber vielleicht gelingt es mir noch irgendwo in der Welt, wenigſtens einen Theil meiner verlohrnen Ruhe wieder zu finden.

Ae. Und mein Vater, der Sie liebt, meine Brüder, die Ihrer Leitung bedürfen, Ihre Familie, was wird man ſagen, wenn dieſe plötzliche Entfernung bekannt wird?

W. O! erinnern Sie mich um alles in der Welt willen nicht an Schwierigkeiten. Hier iſt nicht die Frage, was geſchehen könnte, ſondern was geſchehen muß. Ihr würdiger Vater ſchätzt mich, ich bin ihm ungemeſſene Dankbarkeit ſchuldig, aber wäre es vielleicht nicht ſelbſt wider dieſe Dankbarkeit, wenn ich bliebe? Es wird Ihm nicht fehlen, für Ihre Brüder einen vielleicht noch geſchicktern Lehrer als ich bin zu finden.

den, und meine Familie wird ſich durch irgend eine wahrſcheinliche Erdichtung auch wol beruhigen laſſen.

Ae. Aber warum denn eben mit dieſer Entfernung ſo ſchnell?

M. Soll mich das Feuer ganz verzehren, das im Innern meiner Seele wüthet? Und denn muß ich auch Ihrer Ehre ſchonen. Ich weiß nicht, ob man ſichs hat merken laſſen, daß man ein Verſtändniß zwiſchen uns ahnet. Ich bin zwar feſt überzeugt, auch nicht auf die entfernteſte Weiſe Anlaß zu einer ſolchen Vermuthung gegeben zu haben, indeſſen iſt ſie einmal da, und mit meiner Abreiſe ſind alle Läſtermäuler geſtopft. Sie ſind in den Augen Ihrer Aeltern gerechtfertiget, Bedienten und Franzöſinnen haben nichts mehr zu fliſtern, und Sie ſelbſt können ruhig ſeyn.

Ae. Gerade das Gegentheil, wenn Sie ſo plötzlich abreiſen. Was man itzt bloß vermuthet, wird man alsdenn für entſchiedene Gewißheit nehmen. Ihre Ehre ſo wol wie die meinige erfordert es durchaus, daß Sie wenigſtens bis Ende des halben Jahres bleiben müſſen. Sagen Sie itzt unter irgend einem wahrſcheinlichen

Vor-

Vorwande Ihre Stelle auf, und reisen Sie denn, wenn es nicht anders seyn kann, von meinen Wünschen begleitet, wohin Sie der Ewige führt, dessen Weisheit über mein und Ihr Schicksal waltet — (mit einer Thräne im Auge) Sie werden mich in der Entfernung leicht vergessen, und ein Mädchen, die es mehr verdient, an Ihrer Hand durch dies Erdenleben zu wandeln, wird Ihnen die Freuden wirklich gewähren, die Sie sich in meiner Liebe vielleicht bloß träumten. Oft will ich denn in die Gegend, wo Sie leben, hinsehen, und den Himmel für Sie um Freuden bitten, die Sie so sehr verdienen, und die auch in weiter Entfernung mich glücklicher machen werden.

W. Gutes großes himmlisches Mädchen, Sie zeigen mir den Schatz, den ich besitzen könnte, und wollen mich bereden, Verzicht darauf zu thun. Ich Unglücklicher —

Ae. Klagen Sie die Weise Vorsehung des Himmels nicht an. Der ewige weiß es, warum er zwischen unsere Herzen diese unübersteigliche Scheidewand setzte, aber der Ewige ist weise und gütig, und wir sind klug, wenn wir selbst mit Ueberwindung seiner Leitung folgen. Nicht so niedergeschlagen, lieber Meyenberg — Muth,

und

und es wird alles gut gehen. Sie wissen, als Freundinn haben Sie alles von mir zu erwarten, und ich freue mich schon zum voraus auf den Briefwechsel zwischen uns, denn ich will doch hoffen, daß Sie uns nicht lange auf angenehme Nachrichten von sich warten lassen werden?

Er versprach ihr alles, und Aemilie ward nicht wenig vergnügt darüber. Sie fing an, munter zu werden, ihre gute Laune fand sich wieder, und eh man sichs versah, war es ihr geglückt, auch den armen Meyenberg aus seinem melancholischen Tiefsinn aufzuscherzen. Er vergaß unter den angenehmsten Gesprächen, daß er mit dem heutigen Abend wahrscheinlich zum letztenmale das Glück genossen haben würde, seine Vielgeliebte unter vier Augen zu sehen.

O! Weiber — Weiber, was könnt Ihr aus uns machen! Wir sind das ewige Spielwerk eurer Launen. Itzt zaubert Ihr Freude und Seeligkeit um uns her, und in dem nämlichen Augenblicke stürzt Ihr uns tief ins Elend herab, um uns in dem folgenden nur desto höher — in Himmel selbst zu heben.

Unter den angenehmsten Gesprächen verflog wieder eine Stunde und unsere jungen Leute er-

erſchracken nicht wenig, als die Thurmglock 12 ſchlug.

Nieyenberg ſaß itzt dicht an Aemiliens linker Seite. Er hatte ſeine rechte Hand um Ihren ſchlanken Leib geſchlungen, und hielt mit der andern Aemiliens linke Hand an ſein klopfendes Herz. Sie ſagte ihm wol zehnmal, daß er ihr itzt noch einmal ſo lieb ſey, weil er ſich auf ihre Bitte entſchloſſen habe, noch zu bleiben und weil er ſo viel Theilnahme an ihrer und ihrer Familie Ehre bezeugte. Es iſt bekannt, daß die Verliebten das mit den Conferenzminiſtern gemein haben, daß ſie beſtändig ihre wahren Abſichten verbergen, und immer ganz andere Bewegungsgründe zu ihren Handlungen anführen, als ſie würklich haben. Es kann alſo wol ſeyn daß noch ganz etwas anders von Aemiliens Zufriedenheit die wahre Urſache war, und daß vielleicht das Bewußtſeyn, ihren Nieyenberg noch einige Zeit in der Nähe zu haben, einigen Antheil daran hatte.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Glocke ſchlug 12 und erinnerte unſer Pärchen, daß die Stunde der Trennung da ſey. Aemilie begann ſich ſanft aus ſeinen Armen zu winden, und zum Aufbruch Anſtalt zu machen. So glücklich un-

ſer

ser Meyenberg dies letzte Stündchen vertändelt hatte, so schnell warf ihn der fatale Glockenschlag durch die Würkung, die er hervorbrachte, in seine schwermüthige Laune zurück. Sie standen auf, traten langsam in den Eingang zur Einöde, und sahen sich beyde mit stummer Betrübniß an. Er hielt noch immer ihre Hand fest in die seinige geschlossen, und konnte kein Wort von sich erhalten. In beider Augen zitterten helle Thränen. Endlich nach langem Kampf faßte sich Meyenberg.

M. Darf ich denn niemals wieder auf das Glück, Sie hier zu sehen, Rechnung machen?

Ae. (vor sich niedersehend und mit einem tiefen Seufzer) Nein!

Des Schicksals Zwang ist bitter,
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn — wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

M. (im Innersten seiner Seele bewegt) So hätte ich Sie denn für diese Welt auf immer verlohren — Gott — Gott — doch nein, ich versprach Ihnen, nicht zu klagen, und ich wills auch nicht. Aber Aemilie, auf unsere Trennung —

Er

Er ſah ſie mit einem Blick voll unausſprechlicher Liebe an, bog ſein glühendes Geſicht ſanft an ihre Wange, und Aemilie widerſtand nicht. Mit inniger Jugendwärme drückte er das holde Geſchöpf an ſein klopfendes Herz, und Mund am Munde — o Leſer, wenn du es je erfahren haſt, was es heißt, lieben, wie Meyenberg liebte, wenn du jemals das holde Mädchen, für die dein Herz ſchon lange im Stillen glühte, endlich mit dem Bewußtſeyn: Sie liebt Dich; an Dein Herz drückteſt, und mit heißer Sehnſucht im Taumel der glühendſten Liebe die Wonne der erſten Umarmung, die Seligkeit des erſten Kuſſes fühlteſt, o denn wirſt Du mir's glauben, wenn ich mich auf die Armuth unſerer Sprache und auf mein Unvermögen berufe, eine ſolche Scene zu beſchreiben.

Es ſollte mir leid thun, wenn ich durch dieſe Stelle oder überhaupt durch dieſe Geſchichte irgend ein Mädchen oder irgend einen Jüngling, die vermöge ihres Alters, Standes und anderer bürgerlichen Verhältniſſe noch kein Recht auf die Freuden der Liebe haben, wenn ich dieſe zu unbedachtſamen Schritten verleiten ſollte. Beſonders aber ſollte michs dauren, wenn ſich irgend ein modiſcher Liebesritter von vierzehn

bis sechszehn Jahren, der vielleicht kaum der Ruthe des Zuchtmeisters entlaufen, aus seinen Lieblingsromanen die unbezwingliche Liebe, ihre Leiden und Seligkeiten gelernt hat, wenn sich, sage ich, ein solcher einfallen lassen sollte, zu glauben, daß diese Geschichte und Stellen, wie die obige, wol auch für ihn und seines gleichen geschrieben wären, vielleicht gar die Absicht hätten, ihn in seiner unnatürlichen Empfindeley zu bestärken, und ihn zum Genuß ähnlicher Freuden aufzumuntern. Für diese will ich hier zum voraus so deutlich und bestimmt wie möglich erklärt haben: Daß Niemand auf der ganzen Welt ein größerer Feind von jener empfindsamen weinerlichen Romanliebe, die uns Kraft und Stärke für die Erfüllung unserer bürgerlichen Pflichten raubt, von jener Siegwardschen Faseley, die unsere Seelenkräfte entnervt, uns weibisch und weichlich macht, und die ädelste aller Neigungen zu einer unwillkührlichen Empfindung, mit welcher Verstand und Nachdenken nichts zu thun haben, herabwürdigt, daß, sage ich, Niemand ein größerer Antagonist dieser Modekrankheit seyn kann, als ich. Unter keinem Stande des männlichen Geschlechts hat wol diese epidemische Seuche weiter um sich gegriffen, als gerade unter dem Stande, welcher den Nachtheil

der-

derſelben am ſtärkſten fühlt, ich meine den gelehrten Stand. Es gab eine Zeit, wo auf Gymnaſien und Schulen der Siegward das Loſungswort war, wo den jungen Leuten die lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker anekelten, wo ſie vor jeder anſtrengenden Beſchäftigung zurückbebten, und dieſe Zeit iſt noch nicht ganz vorbey. Es giebt auf vielen Schulen noch immer junge Leute genug, die nicht ohne Marianen und Lotten leben können, denn man weiß ja, wie leicht der Schritt vom Romanleſen bis zum Romanſpielen gethan iſt. Es iſt allen den menſchenfreundlichen Schriftſtellern, welche dieſer Modethorheit entgegen gegangen ſind, bey weitem noch nicht gelungen, dieſen jungen Herren den unverbeſſerlichen Schaden begreiflich zu machen, welcher aus jenem empfindſamen Romanenunfug entſteht. Sollte daher vielleicht der Verfaſſer dieſer Geſchichte das Glück oder Unglück haben, auch unter dieſer Claſſe Leſer zu finden, und ſollten ſich dieſe einfallen laſſen, ihn zum Stichblat ihrer unzeitigen Liebſchaften zu gebrauchen, ſo will er nochmals zum voraus dawider feyerlich proteſtirt haben. Ich liebe den Jüngling, der ſeine Empfindung und ein unverdorbenes Gefühl für wahre Menſchenfreuden im Buſen trägt, ich wehre ihm den ungezwungenen Umgang mit Perſo-

nen des andern Geſchlechts im geringſten nicht, ich halte denſelben ſo gar gewiſſermaßen für nothwendig, und habe im geringſten nichts dawider, wenn er des Beyfalles liebenswürdiger Frauen und Mädchen wegen ſeines Fleißes und ſeiner feinen Sitten ſich freut, und einſt, wenn er ſich zum brauchbaren Mann gebildet hat, einen Theil ſeines Lohnes im Arm der Liebe zu finden hofft; aber den Jüngling bedaure ich, der anſtatt ſeinen Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, und ſich zum nützlichen Mann zu bilden, ſeine wichtigſten Pflichten vernachläſſigt, Romane lieſt, empfindſame Närrinnen noch mehr bethört, ſüße Briefchen ſchreibt, und ewige Liebe ſchwört. Aber, unglücklicher Jüngling, Du wirſt in jeder nützlichen Wiſſenſchaft, die Anſtrengung und Sammlung des Gemüths erfordert, zurückbleiben; entnervt und verzärtelt an Seele und Körper wirſt Du aufwachſen, und über das Elend in der Welt empfindeln und weinen, wenn andere in dieſer ſchönen Welt glücklich ſind. Du wirſt unempfindlich gegen den Beyfall wackerer Männer nie die Freuden fühlen, welche mit Aufklärung des Verſtandes, mit Wiſſenſchaft und Kenntniſſen verbunden ſind. Gleichgültig gegen das Wohl der Menſchheit im Ganzen, wirſt Du nie die Wonne koſten, würkſam

ſam für das Beſte der Welt zu ſeyn, und ſelbſt die ſüßen Freuden der Liebe wirſt Du nie mit dem Bewußtſeyn genießen: ich habe ſie verdient. Arm und verachtet wirſt Du noch in ſpätem Alter Deine Jugendthorheiten bedauren, und mit Neid auf jene Klügern ſehen, die nun der Folgen ihres Fleißes und ihrer Enthaltſamkeit in der Jugend ſich freuen. Für Dich, glaube mir, ſchrieb ich wahrlich ſolche Scenen nicht, denn Du haſt vermöge Deines Standes und Alters noch kein Recht auf Freuden dieſer Art, und Du kannſt in der Welt keine größere Klugheit zeigen, als wenn Du jede verführeriſche Gelegenheit dazu vermeideſt, und in Deiner itzigen Lage freywillig darauf reſignireſt. Ich könnte Dir der Bewegungsgründe noch manche anführen, ich könnte Dir zum Beyſpiel beweiſen, wie unrecht es ſey, ein Mädchen, die vielleicht noch eine brave Gattinn und Hausmutter hätte werden können, zur empfindſamen Närrinn zu machen, ſie von ihrer wahren Beſtimmung abzuziehen, Hoffnungen zu erregen, die du nie mit Gewißheit zu erfüllen verſprechen kannſt, weil Du nicht Herr über Dein künftiges Schickſal biſt; oder wenn Du ſie auch glücklicherweiſe noch erfüllen kannſt, welches ſich vielleicht, ein glückliches gegen zehn fehlgeſchlagene Beyſpiele ge-

rechnet, wol treffen könnte, nicht gern erfüllen wirſt, weil der erſte ſchwärmeriſche Liebestaumel vorbey iſt, weil 5. 6. 7. 8 Jahre die blühende Jugendfarbe wenigſtens um etwas gebleicht haben, weil Deine Göttinn indeß zum gewöhnlichen Weibe herabgeſunken iſt, und alles mit einem Worte geſagt: Weil Du ein Menſch biſt. Ich will mich aber hier nur auf die Erfahrung berufen, die Dir, wenn Du die kleine Mühe nicht ſcheuen, und nach der Geſchichte der Herren und Damen forſchen willſt, welche ſich entweder vor, oder kurz nach dem ſechszehnten Jahre zu ewiger Liebe verbanden, gewiß lehren wird, daß ſolche frühe Verſprechungen, ſo häufig ſie geſchehen, höchſt ſelten zu einer glücklichen Ehe gedeihen.

Doch wohin hab ich mich verirrt? Ich wollte bloß den Mißbrauch einiger Stellen in dieſer Geſchichte vorbeugen, welchen ich von einer gewiſſen Claſſe Leſer und Leſerinnen zu befürchten hatte, und bin darüber ſo weit ins einzelne gegangen, daß ich einige Blätter zurückſchlagen muß, um den Anfang dieſer weitläuftigen Ausſchweifung zu finden.

Gütiger Himmel — aber auch bey einer ſolchen Gelegenheit zu moraliſiren! es war nicht recht, ich geſtehe es aufrichtig. „Sich durch

ei-

einige Bogen von Vorbereitungen erſt mühſam durchzuwinden, ehe man zur Hauptſache kommt, und dann, wenn der ſchöne Zeitpunkt da iſt, um deſſenwillen man die Arbeit übernimmt, eine ſolche Erzählung zu leſen, gerade wenn man nun wiſſen will, was daraus wird, ſich durch einige Seiten vordemonſtriren zu laſſen, daß man Auftritte dieſer Art nicht mißbrauchen ſoll" — es iſt wahr, meine Leſer und Leſerinnen, ich habe ein wenig viel auf Ihre Geduld gerechnet, und ich würde Sie vielleicht den Augenblick wegen dieſer indiskreten Vorausſetzung, pflichtſchuldigſt um Verzeihung bitten, wenn ich nicht ſelbſt itzt noch in der feſten Ueberzeugung ſtände, daß alles das, was ich geſagt habe, die Declamation wider Empfindeln und Romanenunfug mit eingerechnet, wenn auch nicht gerade für Sie, doch gewiß für einige meiner Leſer und Leſerinnen nöthig zu ſagen war. Ich will daher gern Ihren kleinen Unwillen einige Zeit tragen, und lieber auf andere Gelegenheiten denken, das Geſchehene wieder gut zu machen, wenn Sie mir nur, und das kann ich von Ihrer Menſchenkenntniß, und Menſchenliebe erwarten, unterdeſſen die tröſtliche Hoffnung laſſen: vielleicht irgend ein Mädchen oder irgend einen Jüngling aus jener Claſſe, mit welcher ich es eben zu

thun hatte, auf andere Gedanken gebracht, oder wenigstens zum kalten Nachdenken über ihre Handlungen gereizt, und also, was ich so gern bey jedem Federstrich sagen mögte, etwas gutes gethan zu haben. Aber nun auch kein Wort mehr davon.

Die Seligkeit des ersten Kusses — es würde mir wehe thun, wenn etwa Jemand, dessen Temperament vielleicht mit einer zu starken Dosis von Phlegma vermischt ist, dessen Blut durch das herannahende Alter gekühlt, nicht rasch genug mehr durch die Adern fließt, oder dessen Gefühl noch nicht so weit verfeinert ist, um Sinn und Geschmack für Freuden dieser Art zu haben, wenn, sage ich, ein solcher Jemand das Wort Seeligkeit unschicklich finden, und die Sache selbst für unnatürliche Schwärmerey erklären sollte. Es ist gewiß, daß ein Jüngling wie Meyenberg mit unverdorbenem Gefühl, mit feinen aber ungeschwächten Empfindungen, wenn er das Mädchen, die er mit glühender Leidenschaft liebt, nach vielen weggeräumten Hindernissen endlich, mit dem süßen Bewußtseyn: Sie liebt Dich, an sein Herz drückt, und in diesem Augenblicke, wo sein Mund auf dem ihrigen ruht, an keine Vergangenheit, an keine Zukunft, an keine andere Verhältnisse und Verbindungen, kurz,

kurz, an die ganze übrige Welt nicht denkt — es iſt gewiß, ſage ich noch einmal, daß dieſer Jüngling keine ſeligere Minute auf dieſer Welt erleben könne. Ich ſehe auch in der That nicht das mindeſte Unrecht darinn, daß jeder, der Anſpruch auf dieſe Freuden machen kann, ein heißes Verlangen, ſie zu genießen fühlt, denn warum legte der weiſe Schöpfer dies mächtige Gefühl in unſere Bruſt? aber daß unſere Vernunft durchaus bey der ganzen Sache unthätig ſeyn müßte, daß wir uns ohne Rückſicht unſerer übrigen Verhältniſſe einer blinden Leidenſchaft überlaſſen dürften, das iſt es, was ich zu widerlegen wünſchte; und, daß wir die Pflicht und auch das Vermögen haben, würklich auf jene Dinge Rückſicht zu nehmen, das iſt es, was ich zu beweiſen entſchloſſen bin. Und nach dieſen Grundſätzen muß ich denn freylich erklären, daß Meyenberg und Aemilie Unrecht thaten, ſich ſo weit zu vergeſſen, ob ich gleich offenherzig geſtehe, daß es mich herzlich dauret, daß ich das thun muß.

Die Glückſeligkeit unſerer Liebenden dauerte zwar nicht ſo lange, als wir davon geſprochen haben, aber denn doch eine ziemliche Weile. Aemilie war die erſte, bey welcher Beſonnenheit und Ueberlegung zurückkehrten. Mit einem leiſen

sen „Leb wohl guter Meyenberg“ entwand sie sich seinen Armen, und flog die Lindenallee hinauf. Wie angewurzelt stand Meyenberg und sah ihr nach, sah noch eine volle Viertelstunde in die Gegend, wo das weiße Schattenbild seinen Augen entschwunden war, daß er während dieser Viertelstunde nichts zusammenhängendes denken konnte, daß er nichts weiter sah', als Aemilie, und nichts weiter hörte, als das leise Geflüster ihres letzten Lebewohls, das ist wol sehr begreiflich. Aber dies unvermischte Gefühl von Seligkeit war zu heftig, als daß es länger hätte dauren können. Es fiel ihm nun nach gerade wieder ein, daß er auf immer Abschied von Aemilie genommen hatte, und daß er Viertelstunden wie diese, nie wieder genießen würde. Diese Vorstellung warf ihn einige Minuten in den ganz entgegengesetzten Zustand des höchsten Schmerzens, und von nun wechselten in seiner Seele die Empfindungen der höchsten Wonne und des tiefsten Schmerzes auf eine wunderbare Weise Er versuchte es sich zu sammeln, und so unbefangen und kalt wie möglich über die Sache nachzudenken, aber dazu war er für diese Nacht verdorben. Es war ihm nicht möglich, seine Gedanken nur auf einen Punkt zu fixiren. Gedanken und Bilder der Phantasie verjagten

eins

eins das andere, und flogen wie Schatten der Blendlaterne vor ſeiner Seele vorüber. Alles in ihm und um ihn war in Aufruhr. Er ging mit heftigen Schritten, in der Lindenallee auf und nieder, blieb denn einen Augenblick ſtehen, ſprach ein paar abgebrochene Worte, machte Bewegungen mit den Händen, ging denn langſam ein paar Schritte weiter, und kurz, wer ihn in dieſem Zuſtande geſehen, und von dem, was eben vorgegangen war, nichts gewußt hätte, der wäre gewiß nicht zu verdenken geweſen, wenn er ihn für raſend gehalten hätte.

Aber auch dieſer Zuſtand konnte nicht länger als eine Stunde dauren, der Taumel ließ ein wenig nach, er konnte auf ſein Zimmer gehen. Er legte ſich zu Bette, aber ſchlafen konnte er nicht, nur träumen. Der wilde Aufruhr hatte ſich gelegt, und einer ſanften Schwärmerey in ſeiner Seele Platz gemacht. Er träumte von blühenden Fluren, vom Frühling, vom Wandeln im Mondſchein, von Gottes ſchöner Welt, von Teufeln in Menſchengeſtalt, von öden freudenleeren Gegenden, vom Donner und Blitz, von Schlangen und Skorpionen. Itzt gieng er mit Aemilien Hand in Hand über ein lachendes Kornfeld, ſprach mit ihr von der Schönheit des

Sommers und war glücklich; in dem Augenblicke thürmten sich von allen Seiten schwarze Gewitterwolken am Himmel, die Sonne wurde verdunkelt, hell funkelte der Blitz und fürchterlich rollte der Donner; die ganze Natur lag in öder Stille und Aemilie drängte sich furchtsam an sein Herz. Er hielt sie in seinen Armen, und nun — die Erde sank unter ihren Füßen in Abgrund, ein heller Blitz und ein lauter Donner begleitete sie in die furchtbare Tiefe. In dem Augenblicke fanden sie sich wieder Hand in Hand auf einer blühenden Flur, und wandelten im Silberlichte des Mondes unter den Frühlingsliedern der Nachtigall dahin. Ein schöner Jüngling im weissen Gewande und mit lichtgelben Haaren bot ihnen traulich die Hand, und wollte sie über die schöne Wiese führen. Voll Zuversicht gab er ihm die Hand, und in dem Augenblicke verwandelte sich der schöne Jüngling in ein schreckliches Ungeheuer, packte Aemilien und ihn mit seinen Klauen, und war eben im Begriff, sie zu zerreißen — als sie sich beyde neben einander in der duftigen Lieblingslaube fanden. Sie waren mit ihren Freudenbezeugungen, sich hier wieder zu sehn, noch nicht fertig, als von der Seite her eine fürchterliche Schlange auf Aemilien zuschoß, und ihr den

tödlichen Streich verſetzte. Sie lag in ſeinen Armen, er ſahe ihre blaſſe Wange, er ſah ihr brechendes Auge und konnte ihr nicht helfen. Sie ſtarb und ward in ihrer Einöde begraben. Er lag auf ihrem Grabe und weinte. Die Stürme braußten fürchterlich, die Nacht war finſter, kein Mond war am Himmel zu ſehen, der Uhu heulte gräßlich vom Kirchthurm — als auf einmal die ganze Scene ſich änderte: Der Sturm legte ſich, der Himmel ward heiter, die Sonne ſtrahlte mit Frühlingswärme, und in der nahen Lindenallee, ſahe er Aemilien im Brautſchmuck, von ihrer ganzen Familie begleitet, auf ſich zukommen. Er ſprang auf, flog auf ſie zu, und ſogleich ließ ſich eine rauſchende Sympathie hinter den Gebüſchen hören, er drehte ſich um und — erwachte.

Eben blieſ der Thurmwächter des Schloſſes ſein Morgenlied: Wach auf mein Herz und ſinge ꝛc. Meyenberg war zwar noch ganz ermüdet, allein ans Schlafen war doch nicht mehr zu denken. Er ſtand auf, ſtopfte ſich ſein Morgenpfeifchen, und ſahe aus ſeinem Fenſter die Sonne aufgehen. Der große herrliche Anblick zog einige Augenblicke ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Es währte aber nicht lange, ſo fiel er wieder in jenen unſeligen Mittelzuſtand zwi-

zwischen Wohlbehagen und Unruhe zurück. Er versuchte sich durch Lesen zu zerstreuen, aber nachdem er sich eine halbe Stunde fruchtlos gequält hatte, warf er das Buch mit einem tiefen Seufzer wieder weg. Die Auftritte des gestrigen Abends, so wie die Träume der vorigen Nacht standen noch zu lebhaft vor seiner Seele da, als daß er sich mit etwas andern hätte beschäftigen können. Er saß am Fenster, und sah' über die weite Landebene in einem Zustande, der sich schlechterdings nicht beschreiben läßt. Zum kalten Nachdenken konnte er noch immer nicht kommen, denn jedesmal, wenn er es versuchte, lief seine Einbildungskraft mit den Gedanken davon. So gieng eine Stunde hin, und mit dem fünften Glockenschlage wurde leis' an seiner Thür gepocht. Er machte die Thür auf, und erhielt von Hannchen, die sich aber, ohne ein Wort zu sprechen, den Augenblick wieder entfernte, ein Billet folgendes Inhalts:

„Man hat uns gestern Abends behorcht und unsere Gespräche noch mit falschen Zusätzen vermehrt, meinen Aeltern entdeckt; was daraus entstehen wird, weiß ich nicht. Ich schreibe Ihnen dies nur zur Nachricht, und bitte Sie, um alles in der Welt willen, ruhig zu seyn, und durch unzeitigen Eifer mich nicht unglücklich zu machen."

Aemilie.

Dich

„Dich unglücklich machen" rief Meyenberg, als er das Billet geleſen hatte „nein das will ich nicht, eher wollte ich es tauſendmal lieber ſelbſt ſeyn." Aber hingegen will ich Deinen braven Aeltern offenherzig alles geſtehen, damit Sie mich wenigſtens nicht für ſtrafwürdiger halten, als ich würklich bin.

Er warf ſich geſchwinde in die Kleider und war eben im Begriff, ſich melden zu laſſen, als er folgendes Billet erhielt:

Mein Herr,

Es iſt Zeit, eine Pflicht zu erfüllen, deren längere Unterlaſſung Ihnen, meiner Tochter und meiner Familie ſehr nachtheilig werden könnte. Ich muß, wenn ich als ehrlicher Mann, und noch mehr, als ihr Freund handeln will, ich muß Sie itzt aus einem Traume reißen, bey welchem Sie ſich vielleicht itzt ſehr wohlbehaglich fühlen, von dem Sie aber doch einſt früher oder ſpäter erwachen würden. Ich kann mir vorſtellen, daß Ihnen dabey wie dem gefährlichen Kranken zu Sinne ſeyn wird, der nur durch eine ſchmerzhafte Operation geheilt werden kann. Ich als Ihr Arzt darf nun weder auf Ihr Flehen noch auf Ihre gegenwärtigen Schmerzen, ſondern

dern allein auf Ihren gefährlichen Zustand und auf die Folgen meiner Operation Rücksicht nehmen.

Ohne Allegorie, wenn Sie itzt noch nicht deutlich einsehen, wovon die Rede ist: wenn ich meine Pflichten als Vater, als Staatsbürger, ja selbst als Ihr Freund erfüllen will; so muß ich Sie itzt von meiner Tochter trennen, denn ich weiß, daß Sie das Mädchen lieben. —

O Meyenberg! Meyenberg! wie konnte ein so vernünftiger, rechtschaffener und gesetzter Mann so unbesonnen handeln! Doch ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Aber das Sie sich nicht ernstlich bemüheten, eine Leidenschaft zu unterdrücken, die Sie, wie leicht voraus zu sehen war, nothwendig unglücklich machen mußte, das war nicht recht.

Sie sehen, daß ich alles weiß, und Sie wissen, aus welchem Tone ich mit Ihnen reden könnte, oder richtiger, aus welchem Tone vielleicht mancher andre meiner Stelle mit Ihnen reden würde. Aber fürchten Sie nichts. Ich will ihnen itzt weder den aufgebrachten Vater, noch den Edelmann noch den Soldaten, sondern allein den rechtschaffenen Mann und den aufgeklärten Staatsbürger zeigen. Ich betheure

Ih-

Ihnen auf meine Ehre, daß ich Sie bey alle dem, was ich Ihnen itzt sagen, und was ich um ihrentwillen thun muß, noch eben so schätze und liebe, wie vorher, und daß es mir in der Seele wehe thut, daß dieser fatale Zufall Sie aus meinem Hause entfernt.

Was dachten Sie wol, als Sie unbesonnen genug meine Aemilie gestern Abends in der Einöde überraschten? — Sie sehen, ich bin von allem unterrichtet — ihr in den feurigsten Ausdrücken Ihre Liebe erklärten, und um Gegenliebe flehetet, armer verblendeter Meyenberg, wo dachten Sie da hin? — War jene unübersteigliche Scheidewand, welche den Bürgerlichen von dem Adelichen trennt, nicht im Stande, Sie zurück zu schrecken? oder nahmen Sie sich nicht die Mühe, kalt und unbefangen genug darüber nachzudenken? Vermuthlich war dies letzte der Fall, und so mögten folgende Gedanken, um mein Betragen gegen Sie zu rechtfertigen, nicht am unrechten Orte stehen.

Sie haben bey verschiedenen Gelegenheiten meine Grundsätze über den Adel kennen gelernt; Sie wissen, daß ich frey bin von jenem lächerlichen Adelstolze, der besonders in unsern Zeiten von Philosophen und Dichtern so oft und das

mit

mit Recht an den verdienten Pranger geſtellt worden iſt. Ein Edelmann, der weiter kein Verdienſt hat, als daß er drey Buchſtaben mehr vor ſeinen Namen ſchreiben darf, iſt in meinen Augen ein bedaurenswürdiges, und wenn er um dieſer Urſache willen den Bürgerlichgebornen verachtet, ein ſo lächerliches Geſchöpf, daß ich kaum weiß, welche Carrikatur es mehr iſt.

Dahergegen iſt es aber doch gewiß, daß ſelbſt noch in unſern Zeiten, wo der Adel nicht mehr den einzigen geſitteten Stand ausmacht, daß nach der itzigen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft der Adel würkliche reelle Vorrechte beſitzt, die ihm heilig ſeyn müſſen, und die er durchaus nicht leichtſinnig verachten darf. Ich behaupte nicht, daß dieſe Einrichtung, nach welcher der Adel Anſprüche auf Aemter, Bedienungen, Ehrenſtellen und Würden hat, die dem Bürger fehlen, die beſte iſt, aber die Einrichtung iſt nun einmal da, und es ſteht nicht in dem Vermögen eines oder weniger Einzelnen, ſie abzuſchaffen. So wenig wir uns nun auf Vorzüge etwas einzubilden haben, die nicht unſer eigenes Verdienſt ſind, ſo wenig haben wir doch nöthig, dieſe Vorzüge zu verachten. Und wenn wir Kopf und Herz genug haben, dieſe Vorrechte und Vortheile zur Beglückung unſerer Neben-

menſchen anzuwenden, ſollten wir denn nicht Urſache haben, mit dieſer Einrichtung zufrieden zu ſeyn? Sie würden den Mann als einen unklugen Enthuſiaſten auslachen, der ſein väterliches Vermögen verſchenken wollte, weil er es nicht erworben hätte; ſollte es nicht mit dem Adel derſelbe Fall ſeyn?

Aus alle dem will ich nun weiter nichts folgern, als daß ein Fräulein, die Geſundheit, Ahnen und Vermögen beſitzt, nicht nur im höchſten Grade unbeſonnen, ſondern vielmehr noch höchſt pflichtwidrig handelt, wenn ſie ſich an einen Bürgerlichen verheurathet. Sie iſt es ihren Kindern ſchuldig, ſich nur mit einem Edelmann zu verbinden, und ſollte ſie ſich aus Empfindeley einfallen laſſen, einem Andern ihre Hand zu geben, ſo haben Aeltern, Vormünder und andere Vorgeſetzte die volle Befugniß, ſich aus allen Kräften dawider zu ſetzen, und, es koſte was es wolle, ein ſolches Mißbündniß zu verhindern.

So denke ich über dieſe Puncte, und nach dieſen Grundſätzen werde ich in jedem vorkommenden Falle handeln. Ich will nicht unterſuchen, wie weit Sie mit meiner Tochter gekommen ſind, aber ich kann und muß von Ihnen verlangen, daß Sie vor der Hand allen Umgang

mit meiner Aemilie meiden. Ich dächte auch wol, daß dieſe angegebenen Gründe hinreichend wären, meine Forderung zu rechtfertigen, und Sie zu der feſten Entſchließung zu bewegen, Ihre Leidenſchaft als ein Mann zu bekämpfen, und alle vergebliche Hoffnung fahren zu laſſen. Iſt dies, wie ich wünſche, Ihre Geſinnung, ſo thue ich Ihnen folgenden Vorſchlag: Sie verlaſſen itzt mein Haus, leben an irgend einem nahen oder entfernten Orte auf meine Koſten, ſo lange, bis ſich ein anderweitiges Engagement für Sie gefunden hat, und wir bleiben ſo gute Freunde wie vorher. Sie geben Ihrer Familie und ihren Freunden irgend eine wahrſcheinliche Urſache an, warum Sie mein Haus verlaſſen haben, ich thue daſſelbe, und von alle dem, was vorgegangen iſt, erfährt kein Menſch ein Wort. Die wohlthätige Zeit wird gewiß Ihr Blut kälter machen, Sie werden ſich durch Geſchäfte zerſtreuen, Sie werden ſogar Aemilie vergeſſen, und denn iſt der Zeitpunct da, wo Sie völlig überzeugt ſeyn werden, daß ich immer geweſen bin

Ihr

wahrer Freund
Ferdinand von Sonnenhelm

Es iſt eine ſehr tröſtliche Bemerkung, daß auch der heftigſte Schmerz wie alles in der Natur, ſeinen feſtbeſtimmten Gränzpunkt hat, über welchen hinaus die menſchliche Seele das Vermögen, ſchmerzhafte Empfindungen zu ertragen, zu verlieren ſcheint. Meyenberg befand ſich in dieſem Falle. Er hatte kaum während des Durchleſens der beyden Briefe, einige flüchtige Augenblicke alles empfunden, was man empfinden muß, wenn man die gröſßte und einzige Glückſeligkeit ſeines Lebens verlohren zu haben glaubt: ſo ſank er in eine Art von dumpfer Fühlloſigkeit, die ihn eine Zeitlang gar nichts empfinden ließ. Er blieb eine volle Stunde in der nämlichen Stellung auf ſeinem Stuhl ſitzen, in welche er während des Leſens gefallen war, dachte und empfand — nichts.

Nach und nach gelang es ihm zwar, ſich zu ſammlen und ſeine Gedanken zu ordnen, aber die Heftigkeit des erſten Schmerzes war doch unterdeſſen vorüber, und er wurde doch nun ſchon mit den Empfindungen ſeines Verluſtes vertrauter.

Noch halb in der Zerſtreuung ſtand er auf, nahm ſeinen Stock und Hut, ſchloß die Cammerthür zu, machte das Fenſter auf, rückte zwey

Stühle vor das Clavier und gieng zur Thür hinaus. Wer ihn auf der Treppe oder auf dem Hofe begegnete, und „guten Morgen" sagte, dem sah' er einige Sekunden mit großen Augen starr ins Gesicht, und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter. Mit eiligen Schritten verließ er den Hof, lief eine Viertelstunde weit ins Feld — es war der Weg, den der Wagen genommen hatte — blieb dann plötzlich nachdenkend stehen, und kehrte durch einen Nebenweg ins Schloß und in seine Stube zurück.

Er saß wieder auf seinem Stuhle, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, als ihm Aemiliens Silhouette in die Augen fiel. Er stand auf, nahm die Silhouette in die Hand, und itzt ergossen sich heiße Thränen aus seinen Augen. Sein Schmerz wurde ruhiger, und er konnte wieder zusammenhängend denken: aber dafür nahm auch nun der schmerzliche Kampf zwischen Verstand und Herz einen Anfang.

Das menschliche Herz sucht bey dem Gefühl des Unglücks einigen Trost in dem Gedanken, daß der Grund davon nicht in ihm selbst, sondern vielmehr in Dingen ausser ihm liege, die nicht von seiner Willkühr abhängen. Dies war auch in Meyenbergs bisheriger Betäubung der Fall gewesen. Allein itzt, da es ihm einiger-

maßen gelungen war, mit Unbefangenheit die Lage der Sache zu überdenken, itzt ſahe er wohl ein, daß weder der Oberſte, noch Aemilie anders handeln konnten, als ſie gehandelt hatten. Aber dieſe Entdeckung beruhigte ihn nicht: ſie ließ ihn vielmehr bemerken, daß er ſehr unrecht hatte, Jemand anders als ſeinem eigenen Herzen die Schuld ſeiner traurigen Lage zu geben. Er konnte ſichs nicht verhehlen, daß er nicht recht gehandelt hatte, Aemilien zu lieben, und doch war dieſe Liebe ſo verſchlungen in die geheimſten Empfindungen ſeines Herzens, war ſo ganz ſeine einzige Glückſeligkeit, daß er ſich zum Aufruhr gegen die ganze Natur aufgelegt fühlte, da man ihm den theuren Gegenſtand dieſer Liebe rauben wollte.

Es gingen zwey volle Stunden hin, eh' er zu irgend einer feſten Entſchließung gelangen konnte. Endlich begriff er doch ſo viel, daß er wenigſtens hier nicht länger bleiben konnte; er machte ſich alſo reiſefertig, pakte in der Geſchwindigkeit ſeine Sachen zuſammen, ſteckte ſein vorräthiges Geld zu ſich, und ging, ohne von Jemanden Abſchied zu nehmen, fort. Er nahm ſein Weg nach der nächſtgelegenen Stadt, ſchrieb von da an den Verwalter in Sonnenhelm, und ließ ſich ſeine Sachen dahin ſchicken.

Itzt faßte er denn endlich den festen Entschluß, es koste was es wolle, der Nothwendigkeit nachzugeben, und Aemilie zu vergessen. Wie viel dieser Entschluß seinen Herzen kostete, dies brauchen wir unsern Lesern nicht zu sagen. Zum Glück fiel er gerade auf das kräftigste Mittel, in seiner Lage diesen Entschluß auszuführen, auf wissenschaftliche Beschäftigungen nämlich. Er ging wenige Tage nachher mit der Post nach Göttingen, wo es ihm nicht an Gelegenheit fehlen konnte, seinen Entschlüssen zu Hülfe zu kommen. Er schrieb nach seiner Ankunft an seine Verwandten, erdichtete einige wahrscheinliche Ursachen, warum er seine Stelle aufgegeben habe, und meldete ihnen, daß er noch eine kurze Zeit in Göttingen sein Studiren fortzusetzen entschlossen sey. Auch nach Sonnenhelm schrieb er; aber nur wenige Zeilen, in welchen er die angebotene Pension großmüthig ausschlug.

Von seinem Aufenthalte in Gottingen läßt sich weiter nichts sagen, als daß er sich wenige Tage nach seiner Ankunft mit einem so entschlossenen Eifer in die Wissenschaften warf, der nahe an Verzweifelung zu gränzen schien. Er fand in Göttingen verschiedene Landsleute und Jugendfreunde, allein er ließ sich durchaus in gar keine Bekanntschaft ein. Seine Stunden vom

früh-

frühen Morgen bis auf den ſpäten Abend waren genau in Beſchäftigung und Erhohlung eingetheilt, und er machte ſich die geringſte Abrechnung von ſeiner vorgeſchriebene Regel zum großen Verbrechen.

Wer um Meyenbergs Schickſale gewußt, und nun die Entſchloſſenheit geſehen hätte, mit welcher er das Studium der Philoſophie, der Geſchichte und der alten Sprachen ergriff, der würde zwar allerdings ſeinen Muth, ſich einer unwürdigen Leidenſchaft zu entreißen, bewundert, würde vielleicht auch die Wahl der Mittel gebilliget, allein ich zweifele ſehr, ob er ihm Standhaftigkeit genug zugetraut haben würde, ſeinen Endzweck zu erreichen. Das Studium der Sprachen erfordert Ruhe des Geiſtes, und es iſt nicht möglich, die abſtrakten Wiſſenſchaften mit glücklichem Erfolg zu bearbeiten, wenn unſer Herz nicht frey von leidenſchaftlichen Wünſchen iſt.

Meyenberg wußte das, aber die feſte Ueberzeugung, daß er ſich durch nichts in der Welt vor einer verzweifelnden Muthloſigkeit retten könne, als durch Arbeiten, welche alle Kräfte der Seele beſchäftigen, dieſe Ueberzeugung gab ihm Muth, ſeinen Plan zu entwerfen, gab ihm Kraft, dieſen Plan auszuführen.

Er hatte vier Wochen in Göttingen gelebt, und noch immer fühlte ſich vielleicht in ganz Göttingen kein Menſch unglücklicher, als er: Aber ſo ſehr ihm noch immer das ernſthafte Studiren anekelte, ſo oft es geſchah, daß er ſich am Schreibepulte im Nachſinnen verlohr, und oft in trübſinniger Unthätigkeit zwey volle Stunden über ſein Buch hinſahe, ſo oft er auch die verunglückte Arbeit mehrerer Tage mißvergnügt ausſtrich — er blieb ſeinem entworfenen Plane getreu.

Es gingen wieder oft Wochen hin, und Meyenberg hatte ſeinen Arbeiten Geſchmack abgewonnen; ſeine dumpfe Fühlloſigkeit verlohr ſich, ſein Blut floß ruhiger durch die Adern und er konnte den Namen Aemilie ſchon ohne Herzklopfen und ohne roth zu werden, nennen hören.

Unter den anſtrengendſten Beſchäftigungen floß Herbſt und Winter dahin. Sein Endzweck war erreicht, er war Herr über ſeine Leidenſchaft geworden, und eine ruhige Melancholie war in ſeiner Seele an die Stelle der brauſenden Leidenſchaft getreten. Er dachte itzt nur ſelten an Aemilien und an jene unglückliche Periode ſeiner Liebe, und wenn er daran dachte, ſo war es nicht mehr jenes unruhige Sehnen der erſten vier

Wochen, es war nur eine leichte Aufwallung, die von kurzer Dauer iſt.

Der Winter war zu Ende, die ganze Welt ſchien vom unthätigen Schlummer zum neuen Leben aufzuwachen, und Meyenberg mit ihr. Er wünſchte den Frühling auf dem Lande zu feyren, wünſchte ſeine durch häufiges Nachtſtudiren geſchwächte Geſundheit zu unterſtützen, und nahm daher den Vorſchlag eines nahen Anverwandten, welcher nicht weit von Göttingen Prediger war, und ihn auf einige Zeit zu ſich lud, mit Vergnügen an.

Er kam im Monat April glücklich in Siegelhof an, und wurde von ſeinem Vetter mit offnen Armen empfangen. Man wunderte ſich in Siegelhof über ſeine bleiche Geſichtsfarbe, man erſchrack über gewiſſe hychonchondriſche Launen, die er gleich in den erſten Tagen blicken ließ, man drang in ihn, ſich wegen der großen Veränderung, die binnen zwey Jahre mit ihm vorgefallen war, zu erklären; er ſchob die Schuld auf Mangel an Bewegung und auf gar zu heftige Anſtrengung beym Studiren. Man war damit zufrieden und nahm ſich vor, ihn durch ländliche Unterhaltung zu zerſtreuen, und mit vereinigten Kräften an der Beförderung ſeiner Geſundheit zu arbeiten.

Der Vetter und seine Frau waren gerade die Leute, welche seine finstere Laune verscheuchen und ihm das Leben weit angenehmer machen konnten, er ein biederer iovialischer Mann von dreißig Jahren, sie ein fröhliges aufgewecktes Weibchen von vier und zwanzig Jahren.

Meyenberg wollte in Siegelhof sein unmäßiges Studiren wieder anfangen, aber der Vetter und seine Frau setzten sich mit Nachdruck dawider. Er mußte des Morgens früh aufstehn und mit dem Vetter einen Spaziergang ins Feld machen, alsdenn wurde es ihm erlaubt, bis Mittag zu studiren. Kam des Nachmittages kein Besuch oder gab man keinen, so durfte er von vier bis sechs Uhr wieder studieren, in der Zwischenzeit aber war ihm nicht erlaubt, ein Buch anzusehen. Er konnte sich übrigens am Clavier, im Garten, oder auf der Jagd die Zeit vertreiben, wie er wollte.

Anfänglich hatte Meyenberg oft Langeweile; aber die gesunde Landluft bekam doch seinem Körper, und die frohe Gesellschaft um sich her gab seiner Seele die heitre Stimmung nach und nach wieder, die ihm so lange gefehlt hatte. Seine Wangen wurden wieder roth, seine Augen funkelten wieder, er legte sich wieder ermüdet zu Bette, und stand froh und gestärkt wieder auf.

Itzt war er ſechs Wochen in Siegelhof geweſen, und wollte zu ſeinen Aeltern gehen. Allein der Prediger ſo wol wie ſeine Frau hatten ihn ſo lieb gewonnen, und drangen ſo ſehr mit Bitten und Zureden in ihn, daß er ſich entſchlieſſen mußte, den ganzen Sommer bey ihnen zu bleiben. Er hatte itzt in der Gegend umher verſchiedene angenehme Bekanntſchaften gemacht, er gewöhnte ſich täglich mehr, an den Freuden des Landlebens Geſchmack zu finden, und kurz, er that ſich ſelbſt den großen Gefallen und blieb. Er hatte itzt die Hoffnung vor ſich, eine der angenehmſten Perioden ſeines Lebens und ein ganzes halbes Jahr in ſorgenfreyer Muſſe ſich ſelbſt zu leben.

Unter den ſechs oder ſieben Amtsbrüdern, mit welchen der Vetter perſönlichen Umgang hielt, war auch ein alter ehrwürdiger Wittwer, welcher zwey Stunden von Siegelhof wohnte. Wegen ſeines Alters wurde ihm das Beſuchegeben ſehr ſchwer: allein er ſah es außerordentlich gern, wenn man zu ihm kam, und der Vetter ging ſehr oft zu ihm. Meyenberg ging auch einigemal mit und ging wieder zu Haus, ohne weiter etwas bemerkt zu haben, als daß der alte Mann ein ſehr ehrwürdiges Anſehn hatte, und daß die einzige Tochter des alten Mannes

ein

ein sehr wohlgezogenes Mädchen zu seyn schien. Allein der Vetter ging nicht weg, ohne etwas bemerkt zu haben.

„Ich muß dir doch was neues erzählen; — sagte er zu seiner Frau an einem der Abende, wo er mit Meyenberg nach Dornheim zum alten Pastor gewesen war — Unser Meyenberg ist heute Pastor in Dornheim geworden.“

Fr. P. Glück zu! so haben wir ihn auf immer in unserer Nachbarschaft.

Hr. P. Spaße nicht; ich rede in völligem Ernst.

Fr. P. So muß ich aufrichtig bekennen, daß ich Dich nicht verstehe.

Hr. P. So höre denn, ich will Dir den Knoten auflösen; Du weißt doch, daß der Alte sich schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken herumträgt, sich einen Adjunctus setzen zu lassen.

Fr. P. Und das dieser Adjunctus zugleich sein Schwiegersohn werden soll, daß er bisher aber dazu die Erlaubniß nicht hat auswürken können — alles das weiß ich; nur weiter im Text!

Hr. P. Endlich hat er denn nun vor acht Tagen durch seine geheimen Kanäle und durch

sei-

ne guten Freunde im Conſiſtorio die gewünſchte Erlaubniß ausgewirkt, ſich einen Adjunctus wählen zu dürfen; er hat mich wegen Meyenbergs Umſtände ausgeforſcht, und hat endlich geradezu den Wunſch geäußert, daß dieſer doch die Stelle annehmen mögte.

Fr. P. Wahrhaftig! das iſt ein Vorſchlag zur Güte. Eine ſchöne Pfarre, ein ſchönes Vermögen, ein ſchönes Mädchen, und dieſe drey ſind eins. — Ei, ei, Herr Vetter das wird was für Sie ſeyn. Weiß Minchen ſchon etwas davon?

Hr. P. Ei bewahre, die dar, auch nichts wiſſen, und Meyenberg auch nicht, bis wir ſeſehen, daß ſie ſich einander nicht zuwider ſind.

Fr. P. So viel iſt gewiß, wenn Meyenberg Ernſt machen will, ſo iſt er viel zu anziehend, als daß Minchen widerſtehen könnte. Sein Kopf, ſein Herz und ſeine Figur ſind gleich gefährlich.

Hr. P. Und ſo viel iſt nicht weniger gewiß: Wenn Meyenberg erſt das ſanfte gute gefühlvolle Minchen kennen wird; ſo iſt er viel zu vernünftig und gefühlvoll, als daß er ſollte widerſtehen können. Und damit er ſie und ſie ihn

ken-

kennen lernt, so höre, was ferner zwischen mir und dem Alten verabredet ist: Du willst doch diesen Sommer den Brunnen trinken; es wäre sehr vortheilhaft für unsern Plan, wenn Du gleich über acht Tage den Anfang machen wolltest.

Fr. P. Das geht wol, aber wozu das?

Hr. P. Es würde deiner Gesundheit sehr zuträglich seyn, wenn Du während der Brunnenkur ganz frey von allen Haushaltungsgeschäften bleiben könntest. Der Alte in Dornheim will uns diese kurze Zeit über seine Tochter geben, und ich zweifele nicht, das Wilhelmine sich ebenfalls sehr gern dazu verstehen wird, unsere Haushaltung in den drey oder vier Wochen zu führen.

Fr. P. Ganz gewiß wird sie das, und die jungen Leute hätten alsdenn die schönste Gelegenheit, sich in einander zu verlieben. Wahrhaftig, das Ding muß gehen und morgen im Tage soll Anstalt gemacht werden.

Hr. P. Ich denke immer, unsere Mühe soll nicht umsonst seyn. Sie sind sich einander werth, und scheinen in der That recht für einander geschaffen zu seyn.

Fr. P. Klug genug habt ihr das Ding wenigſtens angefangen, und wenn Euer Projekt ſcheitern ſollte, welches übrigens der Himmel verhüten wolle: ſo will ich Dir ſo wol als dem Alten das Zeugniß geben, daß keiner von euch ſchuld daran iſt. Wilhelmine iſt in der That ein ſehr gehorſames Kind, aber ſie denkt doch zu delikat, und Meyenberg iſt zwar weit über alle Romanfaſeley weg, aber er iſt doch zu ſtolz, als daß ihr hoffen könntet, eure Abſicht mit ihnen zu erreichen, wenn ihr ſie merken ließet, daß ihr ſie ſchon vor ihrer Bekanntſchaft zuſammengekuppelt hättet. So aber geht die Sache ihren natürlichen Gang und ſie mag ausfallen, wie ſie will, beyde haben nicht den mindeſten Nachtheil davon. Gefallen ſie ſich — gut, gefallen ſie ſich nicht — auch gut: ſo kann ohnedem nichts aus der Sache werden.

Hr. P. Mir iſt zu Sinne, als wenn die Sache ſchon ſo gut wie ausgemacht wäre.

Fr. P. Mir auch.

Wilhelmine ſo wol als Meyenberg hatten gewiß nicht die leiſeſte Ahnung von allen den wichtigen Dingen, welche über ſie beſchloſſen wurden. Vielleicht lagen ſie beyde ſchon um

die

die Zeit dieſes Geſprächs im tiefen Schlummer und dachten vielleicht nicht einmal im Traum an einander.

Des andern Morgens fing man indeß ſchon an, zur Ausführung des entworfenen Planes zu ſchreiten. Der Vetter ſchrieb nach Dornheim an den Paſtor und bat ihn freundſchaftlich um Wilhelminen, und ſeine Frau ſchrieb an Wilhelminen ſelbſt, ſtellte ihre ſchwächliche Geſundheit vor, und bat ſie in den dringendſten und freundſchaftlichſten Ausdrücken, die Aufſicht über ihre kleine Haushaltung während der Brunnenkur zu übernehmen.

„Was meinſt Du dazu Minchen? — ſagte der Paſtor zu ſeiner Tochter, als die Briefe in Dornheim angekommen und geleſen waren, — Hätteſt Du wol Luſt?“

„Das wird ſchwerlich gehen — antwortete Minchen bedenklich — denn wie kann ich Sie unterdeſſen allein laſſen?“

Warum Minchen wol roth wurde, als ſie das ſagte?

O! das iſt das Wenigſte — fuhr der Alte fort — ich will allenfalls ſchon mit dem Mädchen die paar Tage fertig werden, wenn Du ſonſt Luſt haſt.“

„Ich

Ich habe in der That aber noch zu wenig Erfahrung in Haushaltungs-Geſchäften, als daß ich mich unterſtehen ſollte, eine ſolche Haushaltung allein zu führen,, ſagte Wilhelmine.

P. Was hindert Dich aber, die Frau Paſtorinn zu fragen, wenn Du nicht weißt, wenn Du dies und jenes machen ſollſt? Du kannſt auf die Art noch manches dort lernen. Doch, Wilhelmine, ich ſähe es gern, wenn Du Dich entſchlöſſeſt, hinzugehen.

M. Wenn Sie es gern ſehen, ſo will ich es mit Vergnügen thun.

P. Du ſollſt es mir aber nicht zu Gefallen thun, wenn Du ſelbſt keine Luſt haſt.

M. Ei, es ja Chriſtenpflicht, ſeinen Nebenmenſchen zu dienen, wo man kann.

P. Das iſt wol wahr. Aber ich wünſchte doch auch, daß Du mit Vergnügen nach Siegelhof gingeſt, und es kam mir ſo vor, als wenn das der Fall nicht ganz bey Dir wäre. Haſt Du etwas wider die Leute, oder wider ſonſt Jemanden dort im Hauſe?

M. Eiſ bewahre der Himmel, nicht das Geringſte. Sie wiſſen ja, daß der launige Paſtor und ſein liebes Weibchen ein paar her-

zens gute Leute sind, und ich schon lange auf unserer ganzen Nachbarschaft nirgends lieber als nach Siegelhof zum Besuch gegangen bin.

Der Alte wollte eben fragen, ob Minchen was wider Meyenberg hätte, allein er besann sich noch zu rechter Zeit, und fragte nicht. Er konnte sich übrigens nicht darinn finden, daß Wilhelmine so viel Schwürigkeit machte; und war nahe an der Vermuthung, daß etwas in Siegelhof seyn müßte, was ihr nicht gefiele. Wir aber, denke ich, haben es schon gemerkt, daß sie alle jene Einwendungen nur machte, um sie widerlegt zu sehen, und wir wagen wol nicht zu viel, wenn wir vermuthen, daß auf der siegelhofschen Pfarre etwas war, was ihr ganz und gar nicht missiel, ja es ist so gar keine Unmöglichkeit in der Muthmaßung, daß jene Schwierigkeiten von weiter nichts, als von einer geheimen Furcht, daß ihr jenes Etwas auf der siegelhofschen Pfarre nur gar zu wohl gefallen mögte, die Würkung waren.

Doch dem sey nun, wie ihm wolle. Noch denselben Nachmittag kam die gewünschte Antwort von Wilhelminen und von ihrem Vater nach Siegelhof. Man war vergnügt darüber,

der

der Paſtor und ſeine Frau nemlich; denn die Hauptperſon war gerade am gleichgültigſten bey der ganzen Sache.

Man war ſo ſehr klug, wenig von Wilhelminen zu ſprechen, und es war ein eigner Einfall von Meyenberg, daß er nach verfloſſenen acht Tagen nach Dornheim fuhr, um Wilhelminen abzuhohlen. Der Paſtor in Dornheim war ſo klug, daß er weder von den ſchönen Einkünften ſeiner Pfarre ſprach, noch daß er Meyenberg erzählte, wie viel er ſeiner Tochter, wenn ſie einmal heurathen würde, an baarem Gelde und an Geldeswerth mitgeben könne, und es war ebenfalls ein eigener Einfall von Meyenberg, daß ihm der alte ehrwürdige Mann heute beſonders gut gefiel.

„Daß Sie mir das Mädchen gut in Acht nehmen!„ ſagte der Alte lächelnd, als Wilhelmine Meyenberg die ſchüchterne Hand reichte, und ſich von ihm in den Wagen heben ließ.

„Das iſt meine Sorge, Herr Paſtor — ſagte Meyenberg — leben Sie wohl!„ Viele Complimente„ — rief der Alte dem Wagen nach, mit welchem bereits zwey muthige Hengſte vom Hofe geflogen waren.

„Ich wundre mich — ſagte Meyenberg, als der Wagen aus dem Dorfe rollte — ich wundre mich recht ſehr, daß es heute nicht regnet. „

„Es kann ſeyn — antwortete Wilhelmine — daß wir noch gegen Abend etwas abkriegen.

„Wenigſtens haben wir alle Urſache, es nicht zu wünſchen„ ſagte Meyenberg.

„Freylich wol, antwortete Wilhelmine, und damit hatte die Unterhaltung ein Ende: denn Meyenberg ſagte weiter nichts, und Wilhelmine auch nicht.

Sie mogten wol eine volle halbe Stunde ſtillſchweigend neben einander geſeſſen, und mogten ſich wol beyde die Köpfe vergeblich zerbrochen haben, um Stoff zu ihrer gegenſeitigen Unterhaltung zu finden. Endlich fing die Todtenſtille beiden auf einmal an unerträglich zu werden.

„Ich bin, wie Sie ſehen, ein ſchlechter Geſellſchafter„ ſagte Meyenberg. Und ich, wie ſehen, eine ſchlechte Geſellſchafterinn, ſagte Wilhelmine. Sie fingen beyde zugleich an

zu lachen, und hörten auch beide zugleich wieder auf.

Es ging wieder eine Viertelſtunde hin in welcher kein Wort geſprochen wurde.

„Haben Sie den Karlsberg ſchon geleſen? fragte Meyenberg in der Deſperation.

„Dreimal, antwortete Wilhelmine.

M. Er gefällt ihnen doch alſo?

W. Allerdings in der Hauptſache, und um ſo mehr, da es der einzige Roman iſt, den ich bis itzt geleſen habe.

M. Warum leſen Sie ſonſt keinen?

W. Ich bin gewohnt, in dieſen ſo wie in vielen andern Stücken ganz blindlings dem Rathe meines Vaters zu folgen. Dieſer hat nun unter allem, was ſich ſeit ein paar Jahren in unſer Haus von Romanen verlohren hat, nichts nützliches für mich gefunden.

Die Wahrheit zu ſagen, habe ich auch überhaupt nicht viel Zeit zum Leſen übrig, da ich ſeit meiner Mutter Tode die Haushaltungsgeſchäfte allein beſorge.

M. Aber wie gefiel Ihnen im Karlsberg —

Es war Schade, daß weder Nieyenberg noch Wilhelmine früher auf den Einfall gekommen waren, von Karlsberg zu sprechen: denn wie sich aus dem unterhaltenden Gespräche ergab, das von itzt seinen Anfang nahm, waren Sie beyde enthusiastische Verehrer des Karlsberge. Sie hatten nun weiter keine Ursache über Langeweile zu klagen, und kaum waren Sie recht in Text gekommen: so hielt der Wagen vor der Siegelhofschen Pfarre.

Der Vetter und seine Frau kamen herausgesprungen, und führten die neue Hausgenossin triumphirend in ihre Wohnstube.

Wilhelmine übernahm noch an dem nämlichen Tage die Direction über die sämmtlichen Departements des Hauswesens. Die Frau Pastorinn fing ihre Brunnenkur an; der Herr Pastor speculirte, und Nieyenberg nahm sich vor, die Geschichte der Arianischen Ketzereyen durchzulesen, die er sich von Dornheim mitgebracht hatte.

Wilhelmine war zur Zeit aller dieser Geschichten nicht älter als sechszehn Jahre. Sanft, gefühlvoll, klug ohne Gelehrsamkeit, liebenswürdig ohne Prätension, offen und frey

mit

mit den ſtrengſten Begriffen von Tugend — das waren die Grundzüge ihres Characters. Was ihr Aeußeres betrifft, ſo war ſie nicht eigentlich ſchön, aber im hohen Grade gefallend. Sie war vortreflich gewachſen, groß und ſchlank; die Züge ihres Geſichts ſanft und regelmäßig; ihre Bewegungen leicht und natürlich.

Wilhelminens Geiſt hatte nicht die geringſte wiſſenſchaftliche Bildung, war aber nichts deſto weniger mit vortreflichen Kenntniſſen geſchmückt. Sie hatte wenig geleſen; aber ihr rechtſchaffener Vater hatte dafür geſorgt, daß ihr von allem was ſie nach ihrer Beſtimmung wiſſen mußte, nicht das Geringſte unbekannt geblieben war. Sie wußte nach dieſem Grundſatze vieles nicht, was hundert ihrer Schweſtern wiſſen: aber ſie wußte nach eben dieſem Grundſatze auch manches, was tauſend ihrer Schweſtern nicht wiſſen. Der Hauptzweck ihres klugen Erziehers war immer, **Wilhelminen** zur guten Mutter und zur liebenswürdigen Gattin zu bilden, und ſie war ſchon vor den Jahren der Mannbarkeit mit den wichtigſten Pflichten ihrer künftigen Verhältniſſe in der Welt vertraut.

Daß ein ſolches Mädchen ganz dazu geſchaffen war, einen Mann, wie Nieyenberg, glücklich zu machen, das wird uns wohl Niemand der ihn kennt, ableugnen wollen. Auch das iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Nieyenberg Wilhelminen, und Wilhelmine Nieyenbergen gefallen wird, ſo bald ſie ſich beyde einander näher kennen werden. Aber wie man ſie wohl, ohne ſich mit ſeinen Abſichten zu verrathen, einander näher bringen könnte, das war eben bey dem Vetter, und ſeiner Frau und bey dem Paſtor in Dornheim die große Frage, über deren Auflöſung ſie ſich die Köpfe zerbrechen, und nicht einig werden konnten.

Acht Tage waren verfloſſen. Das Brunnentrinken der Frau Paſtorin hatte ſo wenig wie die Speculationen der beiden Paſtoren etwas gefruchtet. Wilhelmine trieb unverändert ihre Geſchäfte und Nieyenberg las ungeſtört in ſeiner Ketzergeſchichte fort. Sie ſagten des Morgens ganz luſtig: „Wünſche wohl geruhet zu haben!„ ſcherzten und lachten über Tiſche, ſangen und ſpielten des Abends am Klavier, rieben ſich die Augen, wenn ſie genug geſpielt und geſungen hatten, ſagten ganz aufrichtig „gute Nacht!„ zu einander, ſchlie-

ſen

ſen flugs und fröhlich ein, und dabey bliebs. Wenigſtens war das bey Nieyenberg ganz gewiß der Fall. Bey Wilhelmine wollte die Frau Paſtorinn zuweilen eine gewiſſe Zerſtreuung bemerkt haben, welche ſich beſonders einigemal am Klavier, wenn Nieyenberg die Arie: — Dich ſanfter Jüngling liebt mein Herz ꝛc. ſpielte, gezeigt haben ſollte. Allein, wir finden vor der Hand noch nicht für gut, auf die Bemerkung der ſcharfſichtigen Frau Paſtorin Rückſicht zu nehmen, weil es nur zu gewöhnlich iſt, daß man ſich etwas zu bemerken einbilden kann, was man gar zu gern bemerken mögte.

Keiner war übrigens bey der ganzen Sache übeler daran, als der arme Herr Vetter, der ſich beynahe in dem Falle glaubte, ſein ſchönes Plänchen aufgeben zu müſſen. Er hatte ſichs allenfalls als möglich gedacht, daß Nieyenberg Wilhelminens Vorzüge, die in der That nur wenig in die Augen fielen, eine Zeitlang überſehen könnte; aber daß er ſo wenig Luſt bezeigen würde, ſich mit dem lieben Mädchen näher bekannt zu machen, dieſe Indolenz hatte er ihm würklich nicht zugetrauet.

Halb in Verzweiflung nahm er, um Nieyenbergs Aufmerkſamkeit auf das verkannte

Mädchen zu lenken, zu einem Mittel seine Zuflucht, das bey seiner Sonderbarkeit die tiefste Menschenkenntniß verrieth.

Einst saß die kleine Familie vergnügt beym Abendbrodte, in der Gartenlaube und freute sich des kühlen Abends. Auf einmal öffnete sich die kleine Thür, welche vom Felde in den Garten ging, und es trat herein ein kleines höckriges dürrleibiges Weib von braungelber Gesichtsfarbe, mit kleinen hellfunkelnden Augen, mit schwarzen straubigen Haaren, mit kleinen Ohren, aber mit desto größern Ohrringen von Bley; kurz und mit Einem Worte: Eine Zigeunerinn trat herein.

„Sieh da — sagte der Vetter — schon wieder was Neues„ und alle drey Hälse drehten sich, um die Neuigkeit sehen.

Die Ziegeunerinn, das wahre Konterfey von Shakespears Hexen im Macbet, trat indeß näher zur Laube, nickte der kleinen Gesellschaft mit zutraulichen Lächeln einen guten Abend und begann ihren Sermon wie folget:

„Friede sey mit deinem Hause, Väterchen! Glück und Gedeihen folge auf deine Brunnenkur,

kur, Mütterchen! Dich, junger Geſelle! kröne Ehre und Anſehen und Dir ſchönes, Kind! beſcheere der Himmel ein feines Liebchen zur Freude deines alten Vaters. — Beſcheert mir etwas, Kinderchens! ich will euch was hübſches wahrſagen. Mütterchen Du, Du weißt doch, was in zehn Wochen paſſirt?"

S. P. In zehn Wochen? Biſt du nicht klug?

Was? zeig mir einmal Deine Hand; da ſieh — nein ſo weit iſts noch nicht, Du haſt Recht, ich habe mich geirrt, aber es dauert nicht zwanzig Wochen, ſo haſt du ein Mädchen, ſchöner, als Du jemahls ein Kind geſehen haſt, oder ich will nichts von der Kunſt verſtehen.„

Nun ging das Wahrſagen auf die Reihe. Ein jeder mußte ſeine Hand herhalten und wenn von allem, was die Ziegeunerinn einem jeden prophezeihete, nur die kleinſte Hälfte eingetroffen wäre; ſo hätten in der ganzen weiten Welt ſich wol keine glücklichere Geſchöpfe finden müſſen, als dieſe vier Leute im Siegelhofſchen Pfarrgarten.

Es geht uns aufgeklärten Leuten ſehr ſonderbar. Wir glauben an keine Wahrſagerey

und

und können doch zuweilen den Wunsch, unser künftiges Schicksal zu wissen, nicht los werden. Wir halten im Scherz die Hand hin, und werden im Ernst vergnügt, oder — nachdenkend, wenn uns was gutes oder böses prophezeihet wird.

Meyenberg bewies dem Vetter und den beiden Frauenzimmern, daß man mit einer so abergläubischen Sache auch nicht einmal Scherz treiben sollte, und — hielt die Hand hin.

Das spitznasige Weib nahm die Hand mit einer geheimnißvollen Mine, zog ein halb dutzen Falten vor der blanken Stirn zusammen, und fing an zu prophezeihen.

„Der Schatz, nach welchem du neulich gegraben hast, war nicht für dich, den wird ein anderer haben, der unter der Constellation des Mars geboren ist. Aber ich kenne einen andern Schatz, der nicht weit von Dir verborgen liegt, über welchen Du zeither leichtsinnig weggesehen hast; den Du aber noch zur Zeit haben kanst, und der Dich zeitlebens glücklich machen wird."

Diese Worte fielen Meyenbergen unter einer Menge von glücklichen und unglücklichen

Begebenheiten, womit ihn dieſe moderne Pythia beſchenkte, beſonders auf. Er zog ſeinen Geldbeutel, gab ihr zwey Groſchen und konnte ſich nicht enthalten, bey dem Schatze, nach deſſen Beſitz er geſtrebt haben ſollte, an Fräulein Aemilien zu denken; und konnte nichts davor, als ihm bey fortgeſetzten Nachſinnen einfiel, wer allenfalls wohl der andre Schatz ſeyn könnte, den er bisher überſehen haben ſollte. Die Wahrſagerinn ließ ſich von der übrigen Geſellſchaft ebenfalls beſchenken und watſchelte zufrieden aus der Gartenthür. Nieyenberg ſah ihr mit einer Miene nach, als wenn er noch mehr von ihr hätte wiſſen wollen.

Es geht den Wahrſagern zuweilen, wie den großen Herren: ſie ſind die Sprachröhre, durch welche ein anderer ſpricht, und man ſchreibt ihnen oft große Klugheit zu, wo man ihnen weiter nichts, als ein kleines Gedächtniß zuſchreiben ſollte. Der Vetter hatte ſeine guten Urſachen, warum er die Ziegeunerinn ſo und nicht anders prophezeihen ließ.

Die Glocke ſchlug zehn und auf der Siegelhofſchen Pfarre ſuchte jeder ſein Bette. Alles ſchlief vergnügt, nur Nieyenberg konnte den

ver-

verborgenen Schatz nicht vergeſſen. Er träumte von einer ſpitzigen Naſe, von ſechs geheimnißvollen Falten, von einer blanken Stirn und von einem verborgenen Schatze. Er wachte früher als gewöhnlich auf, und dachte an den verborgenen Schatz. Er zog ſich an, ging in Garten und ſchlenterte unruhig auf und nieder. Der Morgen war ſchön, aber Meyenberg hatte Langeweile im Garten, denn er dachte an den verborgenen Schatz. Er gieng auf ſeine Stube, las fünf Zeilen in der Ketzergeſchichte, und warf das Buch unwillig bei Seite, denn der verborgene Schatz hatte ſich hinter jeden Buchſtaben verſtekt. Endlich kam es ihm vor, als wenn man unten im Hauſe wach geworden wäre, und er beſchloß, hinunter in die Wohnſtube zu gehen.

Der Vetter und ſeine Frau ſchliefen noch, aber Wilhelmine ſaß ſchon in der Stube, als Meyenberg hereintrat, und beſchäftigte ſich mit Waſchen und Ankleiden des jüngſten Kindes der Frau Paſtorinn.

„Guten Morgen, Minchen,, ſagte Meyenberg, — ſchon ſo früh?“

„J,

„J, guten Morgen Herr Meyenberg — antwortete Wilhelmine — „wie kömmt denn das, daß Sie ſich ſchon ſo früh aus den Federn haben finden können?

M. Es iſt heute eben nicht das erſtemal.

W. Hier unten pflegen Sie ſich aber ſonſt ſo früh nicht ſehen zu laſſen.

M. Ich pflege ſonſt immer ein Stückchen zu ſtudiren, ehe ich mit dem Paſtor ſpazieren gehe; aber heute Morgen habe ich auch nicht die geringſte Luſt, etwas zu thun.

W. Wie kommt das?

M. Ich weiß nicht, ich habe auch ſehr unruhig geſchlafen!

W. J, das bedaure ich ja von Herzen. Ich habe bis vor einer halben Stunde vortreflich geſchlafen; da weckte ich Karlchen. Der kleine Schelm wacht itzt immer früh auf und ſtört mit ſeinem Geſchrey den wohlthätigen Morgenſchlaf ſeiner Mutter und hat nicht eher wieder Ruhe, als bis er angezogen iſt. Ja lache nur du kleiner Lermhans; es iſt wahr. Kann er nicht in ſeiner Wiege bleiben? muß er denn immer der erſte ſeyn, der Spektakel im Hauſe

macht?

macht? — Aber nun wärte Karlchen, nun kämme ich dir deine Haare aus; sehen Sie einmal, Herr Meyenberg, was der Junge für weiche seidene Haare hat! und nun ziehe ich dir deinen bunten Rock an, und setze dir deinen grauen Hut mit dem grünen Bande auf, den dir dein Väterchen zum Jahrmarkte geschenkt hat. Alsdenn sollst du deine gelben Stiefel anziehen, und wenn du hübsch artig bist, so gebe ich dir auch deine Jagdflinte und deine kleine Jagdtasche, oder ich setze Dich in Rollwagen und fahre Dich im Garten herum; aber schreien darfst Du mir nicht; sonst werfe ich Dich den Augenblick in die Wiege.

Da stand Meyenberg und sah mit innigen Vergnügen bald auf Wilhelminen, wie sie mit liebenswürdiger Aemsigkeit den Kleinen zufrieden sprach; bald auf den holden Jungen, wie er so aufmerksam, als verstände er, was sie sagte, an ihren liebevollen Blicken hing, und bald lächelnd wie sie, bald ernsthaft wie sie, das kleine Mündchen verzog.

Um sie in ihrer angenehmen Beschäftigung nicht zu stören, sezte sich Meyenberg ihr gegenüber an den Tisch, nahm ein Buch und

that,

that, als ob er lesen wollte. Er las auch wirklich ein Paar Zeilen, in der That aber nur, um sie nicht aufmerksam auf sich zu machen. Er genoß das reizende Schauspiel länger, als eine Viertelstunde, und konnte sich über sein Buch hinaus nicht satt sehen an Wilhelminens gefälliger Art, das Kind zu behandeln; an der süßen Freude, welche bey dieser Unterhaltung aus ihren Augen sprach; an den fröhlichen Bewegungen des Kindes auf ihrem Schooße, das mit liebenswürdigem Muthwillen die Bandschleifen an ihrem Busen aufzog, und schalkhaft lächelnd als begriff es seine lose That, bemüht war, die kleinen Hände zu verbergen.

„Ein Mädchen von sechzehn Jahren! sagte Meyenberg zu sich selbst — Was wird das seyn, wenn sie selbst erst Mutter wird? Fürwahr, es kann nicht unrecht seyn, wenn man den Wunsch in sich fühlt, Vater von den Kindern zu seyn, zu welchen diese Wilhelmine einst Mutter seyn wird!“

„Woran denken Sie, „Herr Meyenberg„? sagte Wilhelmine.

„Ich — antwortete Meyenberg, indem er verwirrt zusammenfuhr — Ich„ — indem

er ſich zu ſammeln anfing — „Ich dachte eben daran, daß Wilhelmine einſt eine gute Mutter ſeyn würde.

Wilhelmine ſagte nichts, ward roth und ſahe vor ſich nieder; aber mit unverkennbaren Zügen lag ihre ganze ſchöne Seele in dieſer Röthe des Geſichts. Sie nahm ihren Karl auf den Arm und ging in den Garten; aber wer von izt an Wilhelminen nicht aus den Augen ließ, das war Meyenberg; und wer heute den ganzen Tag nicht aus ſich klug werden konnte, das war Wilhelmine.

Des Nachmittages kam viel Geſellſchaft auf die Pfarre. Ein Herr in blauer Uniform, im Puderzopfe mit Degen, Stiefel, Sporn und einem großen Federhute; kurz ein Officier ſagte gelegentlich eine galante Zweydeutigkeit. Alle gegenwärtigen Frauenzimmer, außer Wilhelmine und der Paſtorinn, lachten oder lächelten. Die Paſtorinn nahm eine Priſe Toback und Wilhelmine ward roth und ging aus der Stube.

Die Geſellſchaft ging des Abends weg, und unſere kleine Familie ſezte ſich, wie gewöhnlich ans Klavier. Meyenberg ſang und

ſpiel-

ſpielte ſein Lieblingslied: Dich ſanfter Jüngling liebt mein Herz ꝛc. ſah bey der Strophe: „Du fühlſt es nicht, wie ſehr ich mich um deinetwillen härme„ ꝛc. zur Seite in Wilhelminens Geſicht, und Wilhelmine ward roth.

Meyenberg ging auf ſeine Stube, ſah Aemiliens Bildniß unter ſeinem Spiegel, und ward roth, und legte das Bildniß in ſeinen Koffer.

Des andern Morgens früh ging Meyenberg erſt in den Garten und denn in die Wohnſtube, wo ſich Wilhelmine ſchon wieder mit ihrem Karl beſchäftigen wollte, der aber noch nicht aufgewacht war.

„Wilhelmine — ſagte Meyenberg und ergriff ihre Hand — „ich habe Ihnen etwas ſehr wichtiges zu ſagen. —„

Doch liebe Leſer, wir können es euch nun allenfals errathen laſſen, was Meyenberg Wilhelminen wichtiges zu ſagen hatte. Es war mit vielen Worten weiter nichts, als die zehn Buchſtaben: Ich liebe Dich. Wilhelmine antwortete nicht das geringſte darauf, aber ſie ſank wenige Augenblicke nachher in ſeine Arme,

sank an sein Herz, und ich wollte allenfalls darauf wetten, daß unter sechs und zwanzig Millionen Menschen, welche zur Zeit in Deutschland leben und weben, sich nicht ein einziger so glücklich fühlte, als **Meyenberg** und **Wilhelmine** in dieser Minute.

Bey **Meyenberg** war es zwar nicht mehr die Trunkenheit der ersten Liebe, nicht jenes seelige Vergessen der ganzen Welt um sich her im langen namenlosen Entzücken des ersten Kusses; — das läßt sich durchaus nur einmal fühlen, und **Meyenberg** hatte die Epoche erlebt; aber es war jenes ernstliche Feuer des Mannes, der sich die Herrschaft seiner Vernunft theuer erkauft hat, der die Rechtmäßigkeit seiner Liebe, die Einstimmung seines Verstandes in die Gluth seiner Empfindungen fühlt, und im Bewußtseyn der Liebe eines Mädchens deren Verstand und Herz gleich natürlich, schön und unverdorben ist, sich über alles glücklich fühlt.

Wilhelmine — o wer dürfte sich unterstehen! ihre Empfindungen zu schildern! Schon da, als **Meyenberg** zum erstenmale in das Haus ihres Vaters kam, fühlte sie so etwas, was ihr bis dahin fremd gewesen war, und

was sie sich nicht entziffern konnnte. Noch lag in ihrer Seele der Keim einer feurigen Leidenschaft unentwickelt, noch wagte sie's nicht, sich ihre Empfindungen zu gestehen, als izt im Hause des Predigers zu Siegelhof Meyenberg mit ihr näher bekannt wurde. Seit gestern Morgen, seit Meyenberg so viel Empfänglichkeit für ihre Lieblingsempfindungen, so viel Uebereinstimmung mit ihrer Art zu denken, und zu empfinden, blicken ließ, seit gestern Morgen blieb er ihr einziger Gedanke; aber wer kennt die liebenswürdige Aufmerksamkeit einer unschuldigen Liebe, und begreift es nicht, daß sie sich Mühe gab, sich ihre Empfindungen selbst abzuläugnen. Sie hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan und die Strophe: Du siehst es nicht, wie sehr ich mich um deinetwillen härme ꝛc. die sanfte gefühlvolle Melodie des Gesanges und der Blick, mit welchem Meyenberg sie während des Gesanges ansah, waren ihr nicht aus den Gedanken gekommen. Und doch — wer könnte die feine Selbstbetrügerei des menschlichen Herzens ausspüren? — sollte alles das, was in ihrer Seele vorging, immer noch nicht Liebe heißen. Aber, als er izt zu ihr kam, ihre Hand ergriff, ihr mit dem vollen Feuer der Liebe ins Auge sah' und mit abgebrochenen

Worten, die mehr als die feurigſte Liebeserklärung ſagten, um Liebe flehete — da war es ihr nicht länger möglich, ihre Gefühle zu verläugnen, da ſprach die ſüßeſte Unruhe aus jedem ihrer Blicke, und im nahmenloſen Wonnegefühl ſank ſie an ſein klopfendes Herz. —

Izt waren für Meyenberg fünf glückliche Minuten und für Wilhelminen die glücklichſten ihres Lebens vorüber. Man fing an, ſich zu erzählen, wie man ſichs lange ſchon nicht habe abläugnen können, wie man dieſes und jenes aufgenommen; wie man auf dieſe und jene Kleinigkeit gemerkt; was man bey dieſer und jener Gelegenheit gedacht, räſonnirt und empfunden habe; und man war eben im Begriff, ein wenig in die Zukunft hinauszublicken — als man den Vetter aufſtehen hörte, und ſich geſchwind zu verlaſſen entſchloß.

Meyenberg ſchlich ſich auf ſeine Stube und Wilhelmine ging Karlchen zu hohlen, der ſich, als hätten ihn die Schutzgeiſter der Liebe beſtochen, nicht eher als izt hören ließ, da die ſchöne Scene vorbey war.

Nach einer halben Stunde, da alles im Hauſe lebendig wurde, ging Meyenberg, der ſich

ſich heute Morgen über die Väter des Nicäniſchen Concils doppelt geärgert hatte, wieder herunter in die Wohnſtube.

„Guten Morgen!“ — ſagte er im Hereintreten.

„Guten Morgen!“ — antwortete Wilhelmine vor allen andern, und konnte doch das roth werden nicht laſſen. Zum Glück bemerkte es keiner, als Meyenberg.

„Bewahre — ſagte der Vetter — haben wir ja heute die Zeit verſchlafen; aber wir machen doch unſern gewöhnlichen Spatziergang?“

„Wenn ſie wollen — antwortete Meyenberg ich bins zufrieden.“

Sie gingen; aber, wer heute Morgen nichts zuſammenhängendes ſprechen konnte, das war Meyenberg. Der Vetter lachte, war aber doch, ſo diſcret, kein Wort zu ſagen. Er hatte geſtern Abend wol geſehen, wer am Klavier Pantomine ſpielte, und wer roth geworden war, hatte ſogar gehört, wer geſtern und heute Morgen früher als gewöhnlich in die Wohnſtube gegangen war, und er genoß die

Freude zu ſehen, daß ſeine Abſicht ſo ziemlich auf dem Wege war, erreicht zu werden.

„Es iſt richtig mit unſerm Meyenberg — ſagte der Vetter zu ſeiner Frau als er vom Spaziergange zurückkam er fängt ſchon an zu phantaſiren.“

„Mit Minchen ebenfalls — ſagte die Paſtorinn — eben hat ſie in Gedanken zwey irdene Töpfe fallen gelaſſen und vorhin mußte ſie Karlchen die Stiefel wieder ausziehen, weil ſie vergeſſen hatte, ihm vorher Strümpfe anzuziehen.“

H. P. Ich denke, es ſoll nun nicht lange mehr währen, daß ſie kommen und ſich einem von uns beiden entdecken.

F. P. Das müſſen ſie auch; denn wir dürfen ihnen nicht entgegen kommen.

Hr. Nein; aber ſo bald Meyenberg ſeine Liebe zu Wilhelminen entdeckt, ſo wollen wir ihn auch unnöthiger weiſe nicht länger zappeln laſſen. Izt will ich nach Dornheim ſchreiben, und dem alten Mann ein fröhliches Stündchen machen.

Der Vetter, ſo klug er auch ſonſt war, hatte ſich doch für diesmal mit ſeinen Muthmaſſun-

ſungen geirrt. Es gingen acht Tage hin, und weder Meyenberg noch Wilhelmine entdeckten ſich. Zwar wußte der Vetter und ſeine Frau, daß die Liebenden keinen Augenblick allein ſeyn konnten, ohne ſich die theureſten Verſicherungen einer ſtandhaften Liebe zu widerholen; auch hatte ſie der Vetter einigemal des Morgens behorcht, und hatte gehört, wie ſie ſich über die Zukunft ihres Lebens ängſtigten; aber um ſo mehr wunderten ſie ſich, daß es weder Wilhelminen noch Meyenberg einfiel, Jemanden in Rath zu nehmen.

Die Zeit rükte immer näher, wo die Brunnenkur aufhören, wo Wilhelmine wieder zu ihrem Vater nach Dornheim gehen ſollte und noch immer blieb ihre Liebe ein Geheimniß; Meyenberg hing den Kopf, und Wilhelmine ſah traurig vor ſich hin.

„Länger kann ich den Jammer nicht anſehen — ſagte die Frau Paſtorinn — wenn ſie nicht bald kommen, ſo werde ich wol ſo gut ſeyn, und ihrem bedrängten Herzen von auſſen Luft machen müſſen.“

Man wird ſich vielleicht wundern warum Meyenberg und Wilhelmine ſo geheimnißvoll

mit ihrer Liebe thaten, da ſie doch beide überzeugt ſeyn konnten, daß der Vetter und ſeine Frau ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen würden. Meyenberg war auch würklich anfangs der Meynung, daß es wenigſtens nicht ſchaden könnte, ſich dem Vetter zu entdecken; allein Wilhelmine wollte durchaus ihre Einwilligung nicht dazu geben, und ich denke, daß man ihr das nicht übel nehmen wird, ſo bald man folgende Umſtände weiß:

Die Wilhelminen pflegen überhaupt nicht gern ihre Empfindungen bekannt werden zu laſſen, ſo lange ſie noch ungewiß ſind, ob jede Rechtſchaffene Empfindung billiget. Der Vater unſerer Wilhelmine hatte ſeine guten Urſachen gehabt, warum er ihr von ſeinem Plane mit der Adjunctur nicht das mindeſte bekannt werden ließ. Sie hielt es für die heiligſte Pflicht, ihn in ſeinem Alter nicht zu verlaſſen, und war bey aller ihrer Liebe zu Meyenberg feſt entſchloſſen, ſo lange ihr Vater lebte, nicht zu heirathen, und wenn auch Meyenberg unterdeſſen zehnmal zu Brodte kommen ſollte. Nach ihrem Plane — der augenſcheinlichſte Beweis ihrer ſchönen Seele — ſollte ihr Vater niemals erfahren, daß ſie liebte, weil ſie ſchon vor den

blo-

bloßen Gedanken zitterte, daß er, dem ſie ſchon ſo viel ſchuldig war, in den Fall kommen könnte, zu vermuthen, als wartete ſie auf ſeinen Tod.

Mein Glück — pflegte ſie oft zu Meyenberg zu ſagen — liegt mir nicht ſo ſehr am Herzen, als die Ruhe meines Vaters. Ich bin feſt überzeugt, er würde unſere Liebe billigen, er würde an unſerem Glück arbeiten, er würde in mich dringen, dem Ruf der Liebe zu folgen, aber könnte ich fern von ihm, durch den ich alles bin, was ich bin, glücklich ſeyn? Könnte ich ſelbſt in Ihren Armen mich glücklich fühlen, wenn ich wüßte, daß er, dem ich alles verdanke, dem hülfloſen Alter Preis gegeben, nur Haushälterinnen und Mägde, die er bezahlen müße, um ſich ſieht? daß um ſein Krankenlager keine bekümmerte Tochter ſteht, die ihm in der Todesſtunde Troſt zuſprechen und einſt ſeine Augen voll Dankbarkeit zudrücken wird? Nein, guter Vater, Deine Tochter kennt ihre Pflicht, und Du ſollſt es nicht einmal ahnen, daß es etwas in der Welt gibt, um deſſentwillen ſie ſich von Dir wegſehnen könnte. Du ſollſt es nie empfinden, daß ihr deine Verpflegung im Alter — Pflicht iſt.“

„Gute

„Gute edle Seele — ſagte denn Meyenberg — wie glücklich iſt der Mann, der dich einſt ſein nennen darf — aber warum willſt Du nicht, daß wir uns dieſen Freunden entdecken, die es gewiß recht gut mit uns meinen?„

„Eben weil ich befürchte, daß ihre Freundſchaft zu voreilich ſeyn mögte, weil ſie wol gar in unzeitigem Eifer für unſer Glück von meinem Vater etwas verlangen könnten, was dieſer zwar gern zugeſtehen, was ich aber auf keinen Fall annehmen würde.„

Es iſt für den Menſchenbeobachter ein höchſt intereſſantes Schauſpiel, wenn er Pflicht und Tugend mit den ſüſſeſten Wünſchen einer gefühlvollen Seele kämpfen ſieht; aber für den Menſchenfreund giebt es keine größere Wonne, als wenn er ein edles Herz nach langem Kampf endlich in jener glücklichen Lage ſieht, wo zwiſchen Neigung und Pflicht keine Colliſion mehr ſtatt findet, und wo das Schickſal ſelbſt die ſüſſeſten Triebe mit Blumenketten an die geprüfte Tugend ſchlingt.

Meyenberg kannte die Paſtorinn ſchon lange als eine kluge rechtſchaffene und gefühlvolle Frau. Er entſchloß ſich trotz Wilhelminene Bedenklichkeiten, ihr ſeine Liebe zu entdecken,

und

und Rath und Troſt bey ihr zu ſuchen. Er traf ſie eines Nachmittages allein in der Gartenlaube, und ſetzte ſich zu ihr.

Fr. P. Sagen Sie mir nur, Herr Vetter, was Ihnen itzt immer im Kopfe fleckt, ſchon wieder ſind Sie misvergnügt.

M. Ach Gott! davon ließe ſich viel ſagen.

F. P. Gefällt es Ihnen nicht mehr in Siegelhof?

M. Nein.

F. P. Und was iſt die Urſache, wenn ich fragen darf?

M. Ach beſte Freundinn; ich hatte meine verlohrne Ruhe kaum wieder gefunden, da kam ich zu Ihnen, und itzt ſtehe ich in Gefahr, ſie aufs neue zu verlieren. —

F. P. Ich verſtehe Sie nicht.

M. Nun ſo will ichs Ihnen deutlich ſagen: Ich liebe **Wilhelmine.** Nun wiſſens Sie's.

F. P. Das iſt nichts neues, das habe ich lange gewußt.

M. Was? das haben Sie gewußt?

F. P. Ja wol. Denken Sie denn, daß man keine Augen hat?

M.

M. Aber, was denken Sie denn dazu?

F. P. Ich denke, daß Wilhelmine Sie wieder liebt.

M. Weiter nichts?

F. P. Und daß Sie Wilhelmine heurathen werden.

M. Und —

F. P. Und daß Sie dem Paſtor in Dornheim adjungirt werden.

M. (auffahrend) was? (ſich unwillig zur Seite wendend) haben Sie das auch ſchon lange gewußt?

F. P. Eben ſo lange.

M. Es iſt Scherz, liebe Frau Baaſe.

F. P. Es iſt Ernſt, lieber Herr Vetter.

M. Gott im Himmel, ſo ſind ja alle ſo ſehr gefürchteten Bedenklichkeiten gehoben, ſo bin ich ja das glücklichſte Geſchöpf unter der Sonne.

F. P. Das verſteht ſich, und das habe ich auch ſchon lange gewußt.

M. Aber ich kann mich noch gar in mein Glück nicht finden. Sagen Sie mir doch, wie

alles

alles zuſammenhängt; hat etwa Wilhelminens Vater ſchon von meiner Liebe etwas gehört, oder wie kömmt er ſonſt auf den Einfall, daß ich ihm adjungirt werden ſoll? Aber es iſt doch alles ſo wahr, wie ſie ſagen? Ach lieber Gott, wie bin ich ſo glücklich! Sie hätten mich auch ſchon früher aus meiner ängſtlichen Verlegenheit reißen können, Sie, loſe Frau — aber warum habe ich auch nicht früher den Mund aufgethan? —

Er perorirte im Gefühl ſeiner Glückſeligkeit volle fünf Minuten fort und merkte nicht, daß der Vetter hinter ihm ſtand und ſich halb todt lachen wollte. Endlich drehete er ſich um.

M. Ach liebſter, beſter Herr Vetter, ſagen Sie mir, aber ja aufrichtig, iſt es wahr?

H. P. Was denn?

F. P. Nun ſo ſage es ihm doch nur: er will nicht glauben, daß er Adjunctus in Dornheim werden ſoll.

H. P. Doch das iſt wahr, aber nicht zu vergeſſen, durch die Schürze, anders nicht.

M. Ach Gott im Himmel, ich liebe Wilhelmine und ſie liebt mich, ſo bin ich ja glücklicher, als der größte König.

H. P.

H. P. Ja, wenn Sie das Mädchen nehmen wollen, ſo iſts richtig, ſo werden wir Nachbarn. Aber warum haben Sie das nicht ſchon lange geſagt?

M. Das durfte ich ja nicht. Wilhelmine, o die gute Seele! ſie wußte nichts von dieſem Plane; ſonſt hätten wir uns viele Herzensangſt erſparen können, ſie wollte nicht, daß Jemand etwas von unſerer Liebe wiſſen ſollte, weil ſie feſt entſchloſſen war, den Lebzeiten ihres Vaters nicht zu heurathen, damit der alte Mann nicht denken ſollte, ſie warte auf ſeinen Tod.

Izt umarmte ihn der Vetter und erzählte ihm mit kurzen Worten den ganzen Plan des Paſtors in Dornheim. Ich muß hin — rief Mieyenberg, und muß um ſeinen Seegen bitten; geſchwind ihr Pferd geſattelt.

Er lief zu Wilhelmine, drückte das erſtaunende Mädchen voll heißer Empfindung an ſein Herz und rief: „Izt biſt Du Mein; ich kann Dir das Wie? aber nicht erzählen; da, der Vetter und ſeine Frau wiſſens.„ Die Paſtorin ſchloß Wilhelminen in ihre Arme, und erzählte ihr den Zuſammenhang der ganzen Geſchichte; aber Mieyenberg ſaß ſchon zu

Pfer-

Pferde, und ritt ohne Hut nach Dornheim. Der Alte ſtand am Fenſter, als **Meyenberg** in den Hof ſprengte, und rieth gleich auf die wahre Abſicht des Ritters ohne Hut.

O: mein Vater — rief **Meyenberg** im Hereintreten — ich liebe Ihre **Wilhelmine**, ich bitte um Ihren Seegen!"

Gerührt ſchloß ihn der ehrwürdige Greis in ſeine Arme und ſagte: „Gott ſegne Sie mein Sohn; ich übergebe Ihnen das Liebſte, was ich auf dieſer Welt habe." Denn ließ er ſeinen Wagen anſpannen und fuhr mit nach Siegelhof.

Wilhelmine, der Vetter und ſeine Frau hoben den Alten aus dem Wagen und trugen ihn in die Stube. Er nahm die Hand ſeiner Tochter, legte ſie in **Meyenbergs** Hand, und ſagte: Seyd glücklich, meine Kinder!

Man feyerte den ſchönen Abend in Geſellſchaft einiger Freunde, welche zufällig zum Beſuch nach Siegelhof kamen, mit einer frugalen Abendmahlzeit, und alles war froh und zufrieden.

„Trinkt Kinder — rief der Vetter — dergleichen Tage haben wir nicht oft; heute können

wir schon ein Uebriges thun, nicht wahr Vätterchen?" Ja wohl — sagte der Alte lächelnd.

„Schenkt ein und trinkt! — sagte der Vetter und nahm ein volles Glas: „Alle Ziegeuner sollen leben!"

„Zigeuner? — rief die ganze Gesellschaft verwundernd."

„Ja wohl — antwortete der Vetter — denn wenn keine Zigeunerin den Herrn da aufmerksam auf jenen verborgenen Schatz neben sich gemacht hätte, so säßen wir hier noch nicht. Geschwind, Minchen, lassen Sie sich die Sünde kniend abbitten, die er an Ihnen begangen hat."

„Welche Sünde?"

„Daß er acht ganzer Tage bey seiner Ketzergeschichte gesessen, und sich um Sie nicht bekümmert hat."

Der Vetter mußte der Gesellschaft seinen ausgeführten Plan durch die Zigeunerinn — so viel sich ohne Indiscretion, gegen die Liebenden thun ließ — erzählen, und er wußte in seine Erzählung so viel Witz mit Laune zu mischen, daß man den ganzen Abend und noch lange nachher die

die Eigenmacht nicht vergessen konnte. Er gestand auch **Meyenberg** bey dieser Gelegenheit, daß er einen Theil seiner Geschichten mit Fräulein **Aemilien**, aus gewissen Papieren gemuthmaßt habe, die er einst auf dessen Schreibtische gefunden hätte. **Meyenberg** entdeckte ihm itzt offenherzig die ganze Geschichte, und der Vetter freuete sich mit ihm, daß die traurige Periode nun endlich einmal vorbey war.

Der Alte nahm seine Tochter, da nun die Brunnenkur zu Ende war, mit nach Hause. Man bestimmte den Tag zur Hochzeit. **Meyenberg** ließ sich examiniren, ordiniren, und introduciren, reisete zu seinen Aeltern, um ihre Einwilligung zu hohlen, und kurz, er wurde binnen einem halben Jahre der glückliche Mann seiner glücklichen **Wilhelmine**.

Am Tage ihrer Verbindung erhielt **Meyenberg** für sich und seine **Wilhelmine** ansehnliche Geschenke von unbekannter Hand. Ein Briefchen aber war dabey von sehr bekannter Hand:

„Der gütige Himmel hat die heißesten Wünsche meines Herzens erhört. Sie sind glücklich und ich bin im Begriff, es zu werden. Ich habe seit Ihrer Entfernung von uns, nichts von Ih-

nen erfahren. Ich habe mehr gelitten, als ich glaubte ertragen zu können; doch die wohlthätige Zeit hat meine Wunden geheilt. Ich fange wieder an, zu leben und — gestern hat der würdige Rittmeister von Röder das Jawort von mir erhalten. Ich hörte vor einigen Tagen zufällig von Ihrer Verbindung und ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, Sie an Ihrem Hochzeitstage mit dieser Nachricht zu überraschen, weil ich überzeugt bin, daß Sie nicht wenig Antheil daran nehmen werden. Küssen Sie Ihre liebe Braut in meinem Namen und sagen Sie ihr: wir würden uns binnen vier Wochen kennen lernen. Ich denke doch, daß wir Beide itzt in der Stimmung sind, über unsere — wie soll ichs nennen? Jugendthorheiten zu lachen. Doch nein, warum eben darüber lachen? Es giebt zwischen Weinen und Lachen noch eine gewisse Mittelstraße und — aber bald sollte ich ja in die Philosophie gerathen. Leben Sie wol und rechnen Sie darauf, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Ihre

Freundinn
Aemilie v. Sonnenhelm.

Sie

Sie ſoll leben — ſagte **Meyenberg**, und **Wilhelmine**, die bereits nun ſein ehmaliges Verhältniß gegen **Aemilie** wußte, ſtieß mit an.

Einige Tage nach der Hochzeit ſchrieb **Meyenberg** an den Hauptmann von **Sonnenheim** und an **Aemilien**. **Wilhelmine** ſchrieb ebenfalls an das Fräulein, und Beyde forderten ſie auf, ihr Verſprechen zu erfüllen.

„Dem Himmel ſey Dank — ſagte der Herr von **Sonnenheim**, als er **Meyenbergs** Brief geleſen hatte — daß auch dieſer Roman ſich zu unſerer Aller Zufriedenheit geendigt hat. Wir müſſen ihn ſehen und ſprechen, **Aemilie**, und dies morgen Abend, und wenn wir alle unſere vier und zwanzig Pferde vorſpannen laſſen ſollen.“

Hannover,
gedruckt bey J. C. Lamminger
1791.